

HANNAH VAN REETH

ÜBER DYNAMIKEN, DICHOTOMIEN UND WIRKLICHKEIT

**Historisch-epistemologische
Untersuchungen zu Jörn Rüsens
Grundzüge einer Historik (1983–1989)**

Graz University
Library Publishing



GEWI AUSGEZEICHNET: ABSCHLUSSARBEITEN

Band 9

Herausgegeben von der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universität Graz

Editorial Board:

Dekan Arne Ziegler

Vize-Dekanin Sonja Rinofner-Kreidl

Studiendekanin Margit Reitbauer

Vize-Studiendekan Nikolaus Reisinger

HANNAH VAN REETH

ÜBER DYNAMIKEN, DICHOTOMIEN UND WIRKLICHKEIT

**Historisch-epistemologische
Untersuchungen zu Jörn
Rüsens *Grundzüge einer
Historik* (1983–1989)**



Gedruckt mit freundlicher Unterstützung durch:
Geisteswissenschaftliche Fakultät der Universität Graz

Ziturvorschlag:
Hannah Van Reeth, Über Dynamiken, Dichotomien und Wirklichkeit. Graz 2024.



CC BY 4.0 2024 by Hannah Van Reeth

Hannah Van Reeth ORCID <https://orcid.org/0009-0005-0345-300X>

Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 Lizenz (BY). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung der Urheberin die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell. (Lizenztext: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>)

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Graz University Library Publishing

Universitätsplatz 3a

8010 Graz

<https://library-publishing.uni-graz.at>

Grafische Grundkonzeption: Roman Klug, Presse und Kommunikation, Universität Graz

Coverbild: Hannah Van Reeth

Satz: Hannah Van Reeth

Typografie: Source Serif Pro und Roboto

eISBN 978-3-903374-39-3

DOI <https://doi.org/10.25364/978-3-903374-39-3>

Inhaltsverzeichnis

Prolog 7

Einleitung 10

Teil 1: Methodik

1. Der Begriff der Epistemologie in der Wissenschaftsgeschichte 12
 1.1. Gaston Bachelard und die französische Schule 12
 1.2. Historische Epistemologie 17

Teil 2: Eine Historisierung Jörn Rüsens

1. (M)Eine Geschichte der Geschichtsdidaktik 20
2. Jörn Rüsen „vor“ der Geschichtsdidaktik (ca. 1958-1974) 23
 2.1. Theodor Schieder: Historiker des 20. Jahrhunderts (ca. 1958-1966)
 24
 2.1.1. Exkurs: Theodor Schieder im Nationalsozialismus 27
 2.2. Günter Rohrmoser: der christlich-konservative Sozialphilosoph
(ca. 1958-1966) 32
 2.3. Wege in die Wissenschaftsgeschichte und Phänomenologie?
(1969-1972) 39
 2.4. Studiengruppe „Theorie der Geschichte“ und Berlin (1972-1974) .. 41
 2.5. Schlussfolgerungen 43

Teil 3: Theoretische Untersuchungen der *Grundzüge einer Historik*

1. Epistemisch versus historisch? 48
2. Differenzierungen eines Denkkollektivs 49
3. Die Theoretisierung formaler Merkmale 55
 3.1. Vom Dynamisieren und Abstrahieren 55
 3.2. Orientierung und metaphysische Spekulationen 57
 3.3. Intentionalität, Lebenswelt und Geist 64
 3.4. Übers Handeln und Leiden 68
4. Rüsens Hegel und Hegels Geist 75

5. Theoretische Schlussfolgerungen.....	78
6. Zusammenfassung, Konklusion und weiterführende Überlegungen ..	79
Literatur	82
Dank.....	89
Epilog	90

Prolog

März 2021

Graz, Heinrichstraße 26, II. Stock.

Da stand er dann, der *deutsche Professor*. In einer leicht buckligen Haltung, beladen mit einem vollgepackten schwarzen Rucksack, blaue Jacke, schwarztönige Jeans, grellweiße Sneakers, hatte er an die Tür unseres Arbeitszimmers geklopft, um mit einem freundlichen „Hallo“ meine Kolleginnen und mich in den Tag zu begrüßen. „Ich komme gleich!“, hallte es vom Gang, als er unsere Tür einen Spalt offenstehen ließ und sich mit langen Schritten in sein gegenüberliegendes Büro begab.

Es waren arbeitsaufwendige Wochen gewesen: Seit meiner Anstellung im Arbeitsbereich hatten mich Werke der Geschichtsdidaktik umringt, deren Lektüre zu einer Ausformulierung des Konzeptes meiner Masterarbeit geführt hatte. Mit dem Titel „Epistemische Grundannahmen“ wollte ich die wissenschaftstheoretischen Möglichkeiten und Grenzen geschichtsdidaktischer Theorien erforschen und die Grundlagen der Disziplin historisch kontextualisieren. Zwar war mir das Feld geradezu *grausam fremd*, hatte es aber mit etwas Mühe geschafft ein zwar von Fallfehlern gezeichnetes, allerdings gewissermaßen bodenständiges Exposé zusammenzustellen und es dem mir noch fremden *deutschen Professor* vor seiner Abreise von der „Schwäbischen Alb“ abzuschicken.

Ich war nervös. Weder hatte ich eine Rückmeldung erhalten, noch war klar, ob die nahezu allbekannte Unbeliebtheit wissenschaftshistorischer Fragestellungen mich in das abgelegene Zentrum für Wissenschaftsgeschichte der Mozartgasse vertreiben würde. Ich hatte die Frage nach einer Betreuerin oder einem Betreuer für die Masterarbeit absichtlich offengelassen; aus Angst abgelehnt zu werden.

An meinem Schreibtisch sitzend wartete ich ab und drehte nervös die Daumen. Im Gang ging eine Tür auf und es erschallte unerwartet im für gewöhnlich schweigenden Flur ein rauschender Gitarren- und Schlagzeugsound. Ein Klang bedachter Provokationen, die sich in den lyrischen Anspielungen der kratzigen Männerstimmen enthüllten, wegen der schweifenden Melodien allerdings eine nostalgische Zartheit mit sich trugen, durchdrang das Stockwerk und bahnte sich geräuschvoll durch den Spalt in unser Arbeitszimmer, was meine Kolleginnen und mich für einen kurzen Moment aufblitzen ließ. Mit einem rhythmischen Rückstoß fiel dann die Bürotür im Flur wieder zu und die *deutsche Weltschmerzhymne* verstummte.

Dann betrat der Professor das Arbeitszimmer. Er schritt mit langen Bewegungen zum Ende des Raumes und ließ sich in einen freien Bürostuhl neben mir am Fenster fallen. Mit neugierigen Blicken, definiert von einem blondweißen Bart, blonden Haaren und hellen Augen, musterte er durch seine sportaffinen Brillengläser den Arbeitsraum. *Dann fing der Smalltalk an.*

In höflichen Zügen erkundigte man sich über das Wohlergehen der Einzelnen, besprach vergangene Aufträge, tauschte sich über die Anreise aus und thematisierte das Wetter, welches sich langsam durch die kommende Frühlingssonne von der Kälte zu erholen schien.

Meine Bemühungen mir krampfhaft meine Nervosität nicht anmerken zu lassen, ließen mich in meinem Bürosessel versinken und nur stockend an der Höflichkeitskonversation teilnehmen. Plötzlich wandte sich der Professor mir zu, verschränkte seine Arme, lehnte sich zurück und betrachtete mich skeptisch.

„Ich habe Ihr Konzept gelesen“, fing er an. „Erzählen Sie mir doch, wie Sie da genau vorgehen wollen.“ Etwas überfordert von der plötzlichen Aufforderung meine wochenlange Arbeit in ein paar halbwegs schlauen Sätzen zusammenzufassen, umklammerte ich die Unterseite meines Stuhls, zwang mich in eine aufrechte Sitzhaltung und fing an zu reden: „Ich... ähm... also ich würde gerne ein paar Grundlagenwerke lesen und diese dann... ähm... theoretisch untersuchen, also sie ... historisch kontextualisieren und dann ähm...“, bevor ich meine Gedanken zu Ende sprechen konnte, er hob sich der Professor vom Sessel, wandte sich meinem Schreibtisch zu und fing an im dort abgelagerten Bücherstapel zu wühlen. Mit runzelnder Stirn und skeptischer Grimasse zog er zügig einzelne Werke aus der Sammlung, schlug sie auf und knurrte vereinzelt vor sich hin. Das schnelle Blättern, das hektische Kopfschütteln und der durch die von Sonnenstrahlen verspiegelten Brillengläser böhrende Blick erweckten den Anschein, er könne die vielen Sätze innerhalb weniger Sekunden entziffern, aufdecken und schließlich in Bezug auf ihre wissenschaftliche Relevanz in aller Strenge beurteilen. Dann klappte er einen dicken Band in seiner Hand zu, schwang ihn auf den Tisch, drehte sich zu mir um, verschränkte seine Arme und schaute nachdenklich in meine Richtung.

„Sie wollen also an der Wissenschaftsgeschichte schreiben?“, seufzte er. Unfähig jegliche Grundkompetenz eines sozialen Austausches aus mir heraufzubeschwören, tönte ich: „Ich... nicht... ähm... also ich weiß...“. Er löste seine Arme, ließ sich etwas verzweifelt auf den mir nahestehenden Bürosessel fallen, sah mich verdutzt jedoch freundlich (die Brille nun vom Spiegeleffekt der Sonne befreit) an und erwiderte lachend in geradezu kindhafter Ungeduld: „Ja aber ganz ehrlich, warum schreiben Sie denn nicht bei mir!?“

*„Wer auf den Pfaden der Geschichte schreitet, soll sich immer bewußt sein,
daß er nur denkend sich auf ihnen bewegen kann.“*

(Schieder, 1965, S. 145)

Einleitung

Es soll Aufgabe des vorliegenden Bandes sein, Aspekte der theoretischen Grundlagen von Jörn Rüsens Werk *Grundzüge einer Historik* anhand von Methoden der *historischen Epistemologie* theoretisch zu analysieren und wissenschaftshistorisch zu kontextualisieren. Jörn Rüsen (*1938) veröffentlichte 1983, 1986 und 1989 ein dreiteiliges Werk, das sich unter dem Titel *Grundzüge einer Historik (Historische Vernunft / Rekonstruktion der Vergangenheit / Lebendige Geschichte)* im geschichtsdidaktischen Feld einen Namen machen sollte. Neben den durch ihn geprägten Konzeptionen des *Geschichtsbewusstseins*, *historischen Lernens* und der *Narrativität* im geschichtsdidaktischen Feld zeichnet sich Rüsens Werk durch besondere formale Merkmale aus, die sich in seinen theoretischen Formulierungen ausfindig machen lassen und sich ebenfalls in gegenwärtigen theoretischen Ausführungen geschichtsdidaktischer Grundlagen widerspiegeln. Ziel dieser Arbeit ist es, den Spielraum von Rüsens Denkschema darzulegen, das sich neben der theoretischen Hervorhebung abstrakter Merkmale der *Grundzüge* und anderer zeitgleich entstandener Werke, durch eine sozio-historische Kontextualisierung logisch erweitern und konkretisieren lässt.

Dieses Buch ist in drei Teile gegliedert. Der erste Teil setzt sich mit theoretischen Überlegungen zur Methodik auseinander, wobei Ansätze von Gaston Bachelard und die allgemeine historisch-epistemologische Arbeitsweise im Fokus stehen. Dabei wird auf das Denkgerüst einer philosophisch-historischen Schule eingegangen, deren Protagonist:innen es sich zur Aufgabe gemacht haben, nicht Geschichten von Ereignissen, sondern grundlegend „Geschichte[n] der Gründe“ (Albrecht et al., 2016, S. 149) zu verfassen. Der zweite Teil beleuchtet den historischen Hintergrund des akademischen Werdegangs von Jörn Rüsen. Hier stehen vor allem sein Doktorvater Theodor Schieder (1908–1984) und Günter Rohrmoser (1927–2008) im Vordergrund. Das Ziel dieses Abschnittes ist es, grundlegende theoretische und philosophische Prägungen durch seine Doktorväter aufzuzeigen und diese mit Aspekten von Rüsens theoretischen Untersuchungen in Verbindung zu setzen oder die Brüche zwischen den unterschiedlichen Denkrichtungen darzulegen. Im dritten Teil wird eine allgemeine theoretische Analyse der formalen Merkmale von Rüsens theoretischen Werken aus den 1970er- und 1980er-Jahren durchgeführt, wobei die *Grundzüge* im Fokus der Untersuchung stehen. Es wird versucht, in der dynamischen Struktur des rüsenschen Gedankengebäudes Konstanten zu identifizieren, die abstrakt die Grenzen und Möglichkeiten seines theoretischen Systems aufzeigen können.

TEIL 1:

METHODIK

1. Der Begriff der Epistemologie in der Wissenschaftsgeschichte

Es wird nicht nur allein im Werk Hans-Jörg Rheinbergers über die historische Epistemologie offenbar, dass das Konzept der Epistemologie im wissenschaftsgeschichtlichen Kontext in den letzten Jahrzehnten wesentlich an Bedeutung gewonnen hat; beispielsweise auch die Untersuchungen von Lorraine Daston, die mit ihren Arbeiten Grundüberzeugungen wie *Objektivität* und *Rationalität* erforschte, zeugen davon. Forscher:innen dieser historisch-philosophischen Richtung machten es sich zur Aufgabe, sich mit epistemischen Normen zu befassen bzw. zu versuchen die Strukturen menschlicher Gedankengebäude und Argumente zu erfassen (vgl. Miller, 2012, S. 38).

Um das Konzept der Epistemologie in Bezug zur Geschichtswissenschaft bzw. zur Wissenschaftsgeschichte näher auszuführen, werden in diesem Kapitel unterschiedliche Ansätze der epistemologischen Tradition wissenschaftshistorischen Denkens dargelegt. Mit dieser Perspektivierung soll zu einem erweiterten methodologischen Verständnis der historisch-epistemologischen Ansicht und Vorgehensweise beigetragen werden.

1.1. Gaston Bachelard und die *französische Schule*

Gaston Bachelard – der bedeutende Wissenschaftshistoriker im Frankreich des 20. Jahrhunderts mit grundlegenden Einflüssen auf Michel Foucault und Georges Canguilhem – gilt als ein erster Protagonist der sich neu etablierenden und später dominanten „epistemologischen Schule von Paris“ (Erdur, 2018, S. 25 u. 30). In seinen Werken konzentrierte er sich auf den Versuch, die Wissenschaftsgeschichte mit einem erkenntnistheoretischen Schwerpunkt zu erweitern und somit die Grundlagen von wissenschaftlicher Erkenntnis zu hinterfragen. Zwar waren zur selben Zeit auch andere Bewegungen aktiv, die sich mit den Begriffen der Epistemologie und den Modi der wissenschaftlichen Erkenntnis befassten, bzw. versuchten eine Reflexionsinstanz zu formulieren (vgl. Rheinberger, 2007, S. 11), allerdings gilt der Ansatz, die eigene Wissenschaft im weitesten Sinne zu historisieren, als ein besonderes Merkmal der französisch-wissenschaftshistorischen Schule, die in vielen Hinsichten auf Bachelards Schriften zurückzuführen ist (vgl. Erdur, 2018, S. 30).

Die fundamentalsten Gründe, die nach Rheinbergers Interpretation neben Bachelard auch Ludwik Fleck zur Konzeption seiner Entstehung einer wissenschaftlichen Tatsache veranlassten, waren einerseits die die naturwissenschaftliche Welt erschütternde Widerlegung der newtonschen Physik (ein theoretisches System, das

sich über Hunderte von Jahren bewährt hatte) durch Albert Einsteins Relativitätstheorie und andererseits trug auch die Erkenntnis der Quantenphysik über die Beobachterabhängigkeit der Messung zu einem Bruch der wissenschaftlichen Erkenntnisgenese bei:

Das „subjektive“ Moment, das damit in den Kern auch der Naturwissenschaft hineinspielte, stellte nicht nur das von wissenschaftlicher und philosophischer Seite – etwa von Du Bois-Reymond oder Dilthey – so gut abgesteckte und ausbalancierte Verhältnis zwischen den Natur- und den Geisteswissenschaften wieder in Frage, sondern die Möglichkeit einer bestimmten Form von Objektivität überhaupt. (Rheinberger, 2007, S. 37)

Die Naturwissenschaft Anfang des 20. Jahrhunderts stand der für die damalige Zeit schockierenden Tatsache (vgl. Rheinberger, 2007, S. 36 f.) gegenüber, dass der/die menschliche/n Beobachter:in selbst die Erscheinungen der Natur und ihre gesetzmäßige Erfassung bedingt. Das Subjektive durfte nicht mehr von der Messung der objektiven Welt getrennt werden, sondern wurde ein wichtiger Bestandteil der naturwissenschaftlichen Forschung, der hinterfragt und kontextualisiert werden musste.

Auf diesen Schock hin machte Gaston Bachelard es sich zur Aufgabe, den historischen und somit auch den erkenntnistheoretischen Kontext naturwissenschaftlicher Studien in den Blick zu nehmen und argumentierte des Weiteren für eine epistemologische Instanz in wissenschaftshistorischen Überlegungen: „Der Wissenschaftshistoriker muß die Ideen als Tatsachen nehmen. Der Epistemologe muß die Tatsachen als Ideen nehmen, indem er sie in ein Denksystem einfügt“ (zit. n. Lepenies, 1979, S. 10). Der Epistemologe habe die Aufgabe, die Entwicklungen des wissenschaftlichen Denkens abzubilden, zu ergründen und sie in ihrer Widersprüchlichkeit festzulegen.

In seinem Werk *Die Bildung des wissenschaftlichen Geistes* versuchte Bachelard die besonderen Eigenschaften des wissenschaftlichen Erkenntnisprozesses herauszuarbeiten. Er beschrieb, dass die Wissenschaft immer als Entwurf, als „Projekt“ (Bachelard, 1988, S. 15) zu verstehen sei, das mit wiederholenden „epistemologischen Hindernissen“ (Bachelard, 1974, S. 170) charakterisiert werden könne. Die wissenschaftliche Arbeit nämlich, so Bachelard, ließe sich stark von der Alltagserfahrung trennen: Sie entspricht nicht der ersten intuitiven Anschauung der Welt, sondern sie ist von einem Bruch gekennzeichnet, der die Betrachtung auf einer anderen, einer wissenschaftlichen Ebene ermöglicht. Bachelard nennt dieses Phänomen,

bzw. den Versuch aus dem Gegebenen in eine neue Ebene zu schreiten, ein „Erkenntnishindernis“ (Bachelard, 1978, S. 50), welches in der Wissenschaft überwunden werden muss.

Wissenschaftliche Erkenntnis sei genau durch diese beiden Faktoren, nämlich durch den epistemologischen Bruch und durch das epistemologische Hindernis definierbar, da diese einerseits das Subjekt aus der Sphäre der Alltagserfahrung heben würden, und andererseits sich aufeinander dauerhaft beziehen und somit für den Erkenntnisfortschritt der Wissenschaften aus ihrer gegebenen Manifestation unverzichtbar seien. So sei jede wissenschaftliche Erkenntnis als ein Bruch zu betrachten, der den Schritt aus der gegebenen wissenschaftlichen Sphäre ermöglicht: „Wie Nietzsche sagt, entsteht alles Wesentliche nur trotzdem. Das gilt für das Denken gerade so wie für die Tat. Jede neue Wahrheit bewährt sich trotz gegenläufiger Evidenz, jede neue Erfahrung trotz des unmittelbar Gegebenen.“ (Bachelard, 1988, S. 12) Bachelard vertritt in dieser Hinsicht eine Sichtweise, die in der wissenschaftlichen Welt von einem Fortschritt in der Widersprüchlichkeit, also von einem Fortschritt durch die Ausformulierung und Förderung von Gegensätzen, ausgeht. Was sich also bewegt bzw. was sich als gegenteilig erweist, liegt auch schon in der Erfahrung selbst, die in dem dialektischen Verhältnis zwischen Welt und Verstand definierbar ist. Bachelard spricht von einer besonderen Form der Kohärenz, von einer Ontologie, die sich nicht in einer „irrationalen Wirklichkeit“ (Bachelard, 1988, S. 14) erstrecke, sondern „[u]m eine Theorie radikal außer Kurs zu setzen, muß die Erfahrung uns schon Gründe für deren Gegenteil aufzeigen“ (Bachelard, 1988, S. 14). Der Widerspruch ist Bestandteil der Realität und diese Dialektik ergibt sich – wenn man so will – aus einem Zusammenspiel von Realismus und Rationalismus. Die Betrachtung der Welt bleibt nie ein reines Geschehen und die Schlussfolgerungen in der wissenschaftlichen Welt sind nicht rein intuitiv, sondern im Zuge einer Vernunft auch rationalisiert:

Die Auskünfte der Realität haben nur insofern Wert, als sie eine rationelle Verwirklichung ermöglichen. [...] Die Epistemologie muß daher genau am Kreuzungspunkt zwischen Realismus und Rationalismus ansetzen. Nur dort vermag sie die neue Dynamik dieser beiden gegensätzlichen Philosophien zu erfassen, die zweifache Bewegung, vermöge deren die Wissenschaft das Wirkliche vereinfacht und die Vernunft kompliziert. (Bachelard, 1988, S. 15 f.)

In diesem Raum der Widersprüchlichkeit, in dieser Dialektik, soll der/die Epistemologe:in ansetzen. Der wissenschaftliche Geist entwickelt sich einerseits in der Wechselwirkung von der gegebenen Realität und der rationalen Zuordnung des Er-

lebten, und andererseits als Dynamik zwischen den in den wissenschaftlichen Institutionen liegenden Widersprüchlichkeiten. Nur im Streit könne sich die Wissenschaft weiterentwickeln. Nur wenn sie in der polemischen Generalisierung, in der Fortschreitung vom *Warum?* zum *Warum nicht?*, sich etabliere, könne es zur positiven Entwicklung wissenschaftlicher Erkenntnis kommen (vgl. Rheinberger, 2007, S. 40 f.).

Aus diesem Grund sprach sich Bachelard auch für die Differenzierung der Wissenschaften in kleinere Spezialdisziplinen aus, da sie so zu epistemisch flexibleren Entitäten werden würden. Sie könnten sich einerseits zwar schneller auflösen, allerdings entsprachen sie in seinen Augen genau deshalb dem sozialen Ideal vom wissenschaftlichen Arbeiten. Diese sozialen Einheiten seien nämlich nicht von der Struktur der großen Institutionen beeinflusst, sondern prägen sich vor allem durch die Konstituierung von informellen Gemeinschaften aus, die auch die Form einer idiosynkratischen Schule annehmen können (vgl. Rheinberger, 2007, S. 40 f.). So seien diese Kleingruppen ein äußerst flexibles Ensemble, das sich in seiner Beweglichkeit manifestiere (vgl. Rheinberger, 2007, S. 44). Die kleinen Gruppierungen seien nützlich in diesem Sinne, dass sie die Widersprüchlichkeiten der großen Thesen und institutionalisierten Grundlagen hervorbringen. Sie sind anpassungsfähig und können sich durch „einen starken Nexus“ (Rheinberger, 2007, S. 44) bewahren und durchsetzen.

So sehr die Kategorie des Erkenntnisfortschritts, die bislang innerhalb der geschichtsdidaktischen Theoriebildung nicht thematisiert wurde (vgl. Heuer, 2021, S. 36), mit den Ansätzen Bachelards erweitert werden könnte, so sehr liegt die Bedeutung der Werke Bachelards für die vorliegende Publikation in seinem Anspruch, die wissenschaftliche Erkenntnis selbst zu historisieren.

Die Historisierung wissenschaftlicher Erkenntnis ist für Bachelard eine Möglichkeit „die Struktur des Geistes“ erfassbar zu machen. So werde diese Struktur variabel,

[...] sobald das Wissen eine Geschichte hat. [...] Der wissenschaftliche Geist ist seinem Wesen nach eine Korrektur von Wissen, eine Erweiterung des Rahmens von Erkenntnis. Er urteilt über seine Vergangenheit, indem er sie verurteilt. Seine Struktur ist das Bewußtsein der eigenen historischen Irrtümer. [...] Das ganze geistige Leben der Wissenschaft bewegt sich dialektisch an dieser Grenze zwischen Wissen und dem Nichtwissen. Das Wesen der Reflexion ist es, zu begreifen, was man nicht begriffen hatte. (Bachelard, 1988, S. 171)

Die wissenschaftliche Arbeit bekommt dadurch einen besonderen Charakter, der mit dem Begriff der *Rekurrenz* erklärt werden kann (vgl. Rheinberger, 2007, S. 45).

Dadurch, dass wir in der Gegenwart fortschreiten, ist jede neue Erkenntnis als eine Enthüllung eines vergangenen Fehlers zu verstehen, ein Aufzeigen von Irrtümern. Wir weisen in diesem Sinne immer wieder auf die Fehler der Vergangenheit hin, arbeiten auch in der Wissenschaft an ständigen Widerlegungen der gestrigen Welt, machen uns also einerseits zu Richtern:innen der Vergangenheit¹ und fallen jedoch andererseits gleichzeitig den Richter:innen der Zukunft zum Opfer. Diese Rekurrenz setzt uns daher immer in die Rolle der/s Fortschreitenden und der/des Verurteilten. Erkenntnis und Fortschritt sind jedoch bei Bachelard nicht als Fortschrittstheologie zu verstehen, wie etwa für Hegel die „Historische Vernunft“ (Hegel, 1966). Für Bachelard bleibt Erkenntnis ein Werdegang, eine Entwicklung, die in anderen Kontexten auch anders hätte aussehen können (vgl. Rheinberger, 2007, S. 46 f.). Sie bleibt in diesem Sinne eine Erscheinung, wenn man so möchte, eine Möglichkeit. Erkenntnis bleibt an den Menschen gebunden und manifestiert sich selbst nicht direkt als Wirklichkeit.² Für Bachelard galt daher die Wissenschaftsgeschichte bzw. die Historisierung wissenschaftlicher Erkenntnis als für die philosophische Reflexion notwendige Instanz, da sie in der Lage ist den / die Philosophen:in zu instruieren, seine / ihre Beurteilungen darzulegen und ihm / ihr das theoretische und historische Anschauungsmaterial zu liefern (vgl. Erdur, 2018, S. 30). Die Wissenschaftsgeschichte könnte somit als Kontextualisierungswerkzeug dienen bzw. Verwendung finden, das auf die kulturellen und praktischen Verstrickungen philosophischer Kategorien aufmerksam macht.

Der Fokus auf die Historisierung, auf die Kontextualisierung von Erkenntnis, ist ein Zugang, der sich durch die Werke des Lehrstuhlnachfolgers Bachelards, Georges Canguilhem, weiter manifestiert. Die Überlegung, Wissenschaftsgeschichte mit Philosophie in Verbindung zu setzen, war natürlich nicht ein Ansatz eines Einzelnen. Das „Denkkollektiv“ (Erdur, 2018, S. 30) der französischen Schule trug die Idee einer epistemologischen Arbeitsweise in den Werken von Michel Foucault, Michel Serres, Pierre Bourdieu und Louis Althusser weiter und, ohne hier eine radikale

¹ In der Nennung hier wird, da es bei Bachelard auch keine begriffliche Unterscheidung gibt, nicht auf die in der geschichtsdidaktischen Disziplin verwiesene Differenz zwischen Vergangenheit und Geschichte verwiesen. Der hier angegebene Ansatz geht von keinem direkten Unterschied aus.

² In einer Masterarbeit von Tanja Eigner-Grassmug, macht sie unter dem Titel „Geist als Wirklichkeit und Möglichkeit“ auf den Unterschied zwischen einer französisch-phänomenologischen und einer deutsch-phänomenologischen Schule am Beispiel zwischen Husserl und Bachelard aufmerksam. Sie schreibt: „Bachelard wollte durchaus eine von Vernunft getragene Wissenschaft beschreiben, jedoch wollte er die Vernunft dabei nicht als Universalprinzip verstanden wissen, denn vielmehr als einen sich entfaltenden Prozess, der jedoch als rationaler vielmehr Kulturprinzip als (logisches) Universalprinzip ist. Rationalität wird so zu einem praktischen Phänomen der Menschheitsgeschichte, das sich mit den Anforderungen der wissenschaftlichen Fragen mitentwickelte und diese erst im Tun expliziert.“ (2019, S. 134)

Kategorisierung der einzelnen Autoren durchzuführen, stehen „[t]rotz ihrer Heterogenität die einzelnen Philosophien [...] in einem wirkungsmächtigen homogenen Schulzusammenhang [...]“ (Erdur, 2018, S. 36), der sich die Aufgabe stellte, die Strukturen menschlicher Erkenntnis theoretisch erfassbar zu machen.

1.2. Historische Epistemologie

Die Frage nach einer historischen Epistemologie scheint im Vergleich zu den Ansätzen der populäreren Ideengeschichte in vielen Hinsichten überholt zu sein. Untersuchungen der Wissens- und Ideengeschichte muten auf den ersten Blick so an, die gleichen Motive wie jene der historischen Epistemologie zu haben. Auch Onur Erdur endet sein Werk *Die epistemologischen Jahre* mit den Worten: „In dieser Perspektive kommen die epistemologischen Jahre der französischen Philosophie schliesslich einer Genealogie dessen gleich, was man heute ‚Wissenschaftsgeschichte‘ nennt“ (Erdur, 2018, S. 358). Auch wenn sich ein historischer Zusammenhang zwischen den beiden Richtungen eventuell konstruieren lässt, so unterscheiden sie sich doch insbesondere in Bezug auf die Motive und Methodologie deutlich voneinander.

Lorraine Daston, eine amerikanische Wissenschaftshistorikerin, die mit ihren Werken Grundbegriffe wie Objektivität und Rationalität epistemisch untersuchte, beschreibt den grundlegenden Unterschied zwischen der Ideengeschichte und der historischen Epistemologie wie folgt:

Historical epistemology can be (indeed, must be) instantiated by the history of ideas, but it poses a different kind of question: not the history of this or that particular use of, say, infinitesimals in the mathematical demonstrations of the sixteenth and seventeenth centuries, but the history of changing forms and standards of mathematical demonstration during this period; not the history of the establishment of this or that empirical fact in, say, the physiology of the mid-nineteenth century, but rather the history of competing forms of facticity – statistical, experimental, and other – in the physiological institutes and laboratories circa 1870; not the historical judgment as to whether, this or that discipline has attained objectivity, and if so, when and how, but rather a historical investigation into the multiple meanings and scientific manifestations of objectivity. (Daston, 1994, S. 282–283)

Für Lorraine Daston hat die historische Epistemologie nicht nur zum Ziel darzulegen, wie die Voraussetzungen von Ideengängen, also wie ein gewisses Denken einerseits etabliert wurde und wie dieses zu bestimmten Schlussfolgerungen führte, sondern die historische Epistemologie habe ebenfalls einen kritischen Blick auf die Vorstellung der in der Ideengeschichte angenommenen Kontinuität von Ideen zu

werfen. Daston argumentiert, dass es zwar möglich wäre, dass gewisse Ähnlichkeiten in Ideen über Jahrhunderte ersichtlich seien, jedoch würde diese Kontinuität fraglich, sobald man die theoretischen Grundannahmen von „argument, explanation, and rationality“ (Daston, 1994, S. 283) hinter den dargelegten Konzeptionen ersichtlich macht. So wie ein Satz seine Wörter braucht, um Sinn zu machen, so braucht die Idee auch ihren Kontext – die Idee sei aus dieser Perspektive daher nur kritisch als Konstante zu betrachten.

In diesem Sinne macht es sich die historische Epistemologie zur Aufgabe, eine besondere geschichtliche Untersuchung von Ideen durchzuführen. Wie bei Bachelard schon angemerkt wurde, ist es der Ansatz dieser Richtung, die „Tatsachen als Ideen“ (Bachelard, 1978, S. 51) anzunehmen und sie mit dieser Grundlage einer theoretisch-historischen Analyse zu unterziehen. Der ganze Kern der historischen Epistemologie beruht auf der Vorstellung, dass jedes Wissen oder jegliche Grundlage, auf die sich eine Wissenschaft stützt, zu gewissen Schlussfolgerungen führt. Die Praxis der historischen Epistemologie besteht darin, Begriffe, Kategorien und/oder Theorien von Wissenschaften unter einer kritischen Lupe zu betrachten und ihre Darlegung historisch-epistemisch zu ergründen (vgl. Albrecht et al., 2016, S. 137 ff.).

TEIL 2: EINE HISTORISIERUNG JÖRN RÜSENS

1. (M)Eine Geschichte der Geschichtsdidaktik

Unabhängig von den wissenschaftlichen Mitteln, die zum Verfassen einer historischen Arbeit herangezogen werden, von der Ebene theoretischer Reflexivität und dem Maß an Genauigkeit, mit dem man versucht, vergangene Geschehnisse zu rekonstruieren, scheint es eine Konstante im historischen Erzählen zu geben: Darstellungen bleiben eine Geschichte von jemandem *für* jemandem erzählt (vgl. Heuer, 2021, S. 39). Sie bleiben eine Geschichte, die durch den Blick und den Zielen ihres:r Autors:in gekennzeichnet ist. Ein erzähltes Produkt, das die Stadien eines „Subjektivierungsprozesses“ (Etzemüller, 2019, S. 17) des Individuums, das heißt, die Entwicklungen von einem *Irgendwer zu Jemandem* in der Wissenschaft mitgestaltet und festlegt. Sie sind Teil einer Praxis, Teil einer heranwachsenden Persona, die sich an ein soziales Feld anpassen will (vgl. Arnold, 2004, S. 22 f.). Sie sind im wahrsten Sinne des Wortes Aspekte einer *Performanz*, die mit der anerkannten oder abgelehnten Qualität der Arbeit in Verbindung steht: „Ohne inhaltliche Qualitäten macht Performanz wenig Sinn, doch ohne Performanz hat inhaltliche Qualität kaum Chancen“ (Etzemüller, 2019, S. 14). Wissenschaft bleibt dieser Argumentation zufolge etwas, was Wissenschaftler:innen *tun*; sie bleibt eine Praxis (vgl. etwa Rieger-Ladich, 2017, S. 315–325).

Wenn nun versucht wird, (m)eine Geschichte des geschichtsdidaktischen Faches zu verfassen, beruht dieses Verfassen auf gewissen praxistheoretischen Voraussetzungen. Eine Arbeit wird aus einer Haltung heraus geschrieben, welche „[...] die aktive Präsenz früherer Erfahrungen in der Gegenwart [gewährleistet], indem sich diese in Form von Wahrnehmungs-, Denk-, Bewertungs- und Handlungsschemata niederschlagen“ (Arnold, 2004, S. 23). Die Erzählinstanz ist in diesem Sinne von ihren Sozialisationen geprägt worden und trägt Erfahrungen in dauernder Anpassung an ein soziales Feld mit sich: „Geschichte zu erzählen setzt die Positionierungen der erzählenden Akteur:innen immer schon voraus“ (Heuer, 2019, S. 39). Seien es erlebte Ablehnungen oder Zustimmungen von Ideen, das repetitive Hören und Lesen von Begrifflichkeiten und Sätzen; seien es Begegnungen von vorerst fremden oder im Feld als sozial konform geltenden Handlungsmustern, die sich im Deuten und Denken des erzählenden Subjekts einbürgern: Erkenntnisse werden in diesem Kontext primär als Ergebnis sozialer Tätigkeiten ersichtlich.³

³ „Deshalb ist das Erkennen kein individueller Prozeß eines theoretischen ‚Bewußtseins überhaupt‘; es ist Ergebnis sozialer Tätigkeit, da der jeweilige Erkenntnisbestand die einem Individuum gezogenen Grenzen überschneidet.“ (Fleck, 1980, S. 54).

Die Wahl, nun über die historische Position und die Episteme des theoretischen Werkes von Jörn Rüsen zu schreiben, ist daher als Folge einer *Praxis* getroffen worden (vgl. Spoerhase & Martus, 2022). Das Erscheinen Rüsens – vor allem in Form von Verweisen als Lieferant für Begriffsdefinitionen, theoretische Konzepte, Modelle etc. – kann wohl als typisch für die geschichtsdidaktische Literatur gelten: *Der Rüsen der Geschichtsdidaktik* ist präsent: „Einer der Gründungstheoretiker der modernen Geschichtsdidaktik und mit seinen Texten bis heute für jede Einführungsvoranstaltung relevanter Vater unserer Disziplin ist Jörn Rüsen“ (Brüning & Grewe, 2020, S. 311). Seine Stellung als *Gründungstheoretiker* und *Vater der Disziplin* kann allerdings auch bestritten werden; mit dem gleichen Argument auch die Sinnhaftigkeit des Schreibens einer Arbeit über ihn und sein Werk.

Man hätte sich im Zuge dieser Arbeit nämlich auch andere Protagonist:innen der Geschichtsdidaktik näher ansehen können, ihre theoretischen Werke analysieren und historisch-philosophisch kontextualisieren können. Man hätte anstatt Einzelpersonen auch Zeitschriften oder Ereignisse in den Vordergrund rücken können, sie einer inhaltlich-sozialtheoretischen Analyse unterziehen und somit zum Beispiel mehr über die sozialen Dynamiken von gewissen Arbeitsgruppen erfahren können, statt sich an einem einzigen Menschen zu klammern, da „[...] für die Wissenschaftsgeschichte [...] eine Beschränkung auf die ‚großen Individuen‘ nicht aus[reicht]“ (Kohli, 1981, S. 443).

Es gibt kein Narrativ, dass die Gründe des Herausragens von Jörn Rüsens Werken in der Geschichtsdidaktik wirkungsgerecht und vollkommen erfassen kann. Auch die Zuschreibung Rüsens als der *Vater* der Geschichtsdidaktik ist für die Schilderung einer komplexen Vielschichtigkeit der Etablierung einer Theorie und somit auch für die eines disziplinären „Diskursfeldes“ (Keller, 2003, S. 284 f.) zu kurz gegriffen. Die Geschichte, die hier erzählt werden sollte, bleibt ein Narrativ, welches einerseits aus einer vorgeprägten Perspektive kommt, sich andererseits allerdings erhofft, mehr Licht auf Schattenbereiche werfen zu können, die vorher nur ansatzweise thematisiert wurden (vgl. Heuer, Hasberg & Seidenfuß, 2020).

Trotz des Nicht-Ausreichens, trotz des Bewusst-Seins, dass der Fokus auf Rüsen als Protagonist der Geschichtsdidaktik im wissenschaftshistorischen Sinne nur ansatzweise die Dynamiken und somit nur zum Teil eine Erklärung über das diskursive Feld der heutigen Geschichtsdidaktik liefern kann, spielt Rüsen als „großes Individuum“ in diesem „[...] Wissenschaftssystem im Verhältnis zur institutionellen Dynamik wohl eine größere Rolle als in den meisten andern gesellschaftlichen Bereichen [...]“ (Kohli, 1981, S. 443). Seine theoretischen Auslegungen, die im geschichtsdidaktischen Diskurs omnipräsent sind, da sie in Handbücher, Einführungen, etc.

mehrfach angeführt werden, geben uns einen Hinweis auf ihren Einfluss in der theoretischen Welt der Disziplin. Sie sind ein erster Schritt zu einem Verständnis geschichtsdidaktischer Grundlagen.

Diese Publikation versucht die Frage nach dem diskursiven Feld zu stellen. Es wird nach den Grundregeln, nach der Sprache, nach Konstellationen bzw. epistemischen Kulturen der geschichtsdidaktischen Disziplin geforscht, die anhand von Grundbegriffen wie *Geschichtsbewusstsein*, *Geschichtskultur*, *Orientierung* und *Narrativität* in ihrer sozial-theoretischen Verwendung dargelegt werden können. Sie selbst sind Hinweise zu einem theoretischen Denkkollektiv, zu *Epistemen*, zu disziplinären Wissensordnungen (vgl. Heuer, 2021, S. 36 f.), welche die Möglichkeiten und Grenzen des geschichtsdidaktischen Diskursfeldes bestimmen. Ziel des folgenden Kapitels ist es, die historischen Grundvoraussetzungen eines Denkschemas ersichtlich zu machen. Es erzählt eine Geschichte Jörn Rüsens und seiner epistemischen Position in der geschichtsdidaktischen Welt als Begriffslieferant und Akteur, der dazu beitrug, dass sich gewisse Strukturen des Diskurses in der Disziplin festsetzten. Ihm soll in dieser Hinsicht nicht der Titel des „Vaters“ (Brüning & Grewe, 2020, S. 311) allen theoretischen Denkens der Geschichtsdidaktik reflexionslos zugeschrieben werden. Er bleibt ebenso *einer unter vielen*, Vätern und Müttern, sowie die hier verfasste Geschichte *eine unter vielen* sein wird.

2. Jörn Rüsens „vor“ der Geschichtsdidaktik (ca. 1958–1974)

Jörn Rüsens (*1938) Anfang einer akademischen Karriere kann mit der Verfassung seiner Dissertation über Johann Gustav Droysens Geschichtsphilosophie *Begriffene Geschichte* (vgl. Rüsens, 1969) gesetzt werden, welche er unter der Betreuung des Historikers Theodor Schieder (1908–1984) schrieb. Die *Begriffene Geschichte* als Beginn zu kategorisieren ist vor allem dadurch begründbar, dass das Werk von 1966 die ersten Hinweise über die Grundlagen des Gedankengerüsts Rüsens gibt, die auch schriftlich formuliert wurden.

Rüsens Dissertation erzählt uns viele Geschichten. Zunächst finden wir frühe Auseinandersetzungen mit geschichtstheoretischen Grundfragen seiner Zeit, wie Fragen nach der Gegenwart, nach der historischen Vernunft und vor allem nach der historisch-theoretischen Krise, die typisch für die Nachkriegsgenerationen waren (vgl. Rüsens, 1969, S. 9 f.; Chun, 2009). Daneben – und das ist wohl der entscheidende Punkt für diesen Band – verrät uns die Dissertation vieles über seine ersten Inspirationsobjekte. Die *Begriffene Geschichte* ist eine Manifestation seiner wissenssoziologischen Beziehungen und theoretischen Grundgedanken, die ihn sein ganzes akademisches Leben lang begleiten werden. Es werden daher auch noch 50 Jahre nach der Verfassung seiner Dissertation, die Persönlichkeiten Droysen und Hegel in ihren geschichtstheoretischen Auslegungen, vielleicht vorerst verdeckt, aber dennoch präsent, im Vordergrund stehen. Schon allein das Vorwort offenbart uns, welche Protagonist:innen sein frühes akademisches Wirken beeinflusst haben: Theodor Schieder und Günter Rohrmoser (vgl. Rüsens, 1969, S. 7).

Im folgenden Abschnitt wird der akademische Werdegang Jörn Rüsens bis zur Erlangung seiner Stelle in Bochum im Jahr 1974 thematisiert. Auf diesem Wege soll versucht werden, Rüsens theoretisches Denken in seinen frühen Jahren zurückzuverfolgen und eine epistemische Geschichte zu erzählen, die den Rahmen, in dem seine theoretische Arbeit „Grundzüge einer Historik“ verfasst wurde, strukturell darlegen soll. Dabei wird der These nachgegangen, dass Rüsens theoretische Grundlage aus einer in der Nachkriegszeit entstandenen Theoriediskussion entstanden ist, die sich bis in die 1950er Jahre erstreckte und nicht nur inhaltlich, sondern vor allem strukturell den Argumentationscharakter seiner akademischen Werke geformt hat.

2.1. Theodor Schieder: Historiker des 20. Jahrhunderts (ca. 1958–1966)

Jörn Rüsens Doktorvater Theodor Schieder (1908–1984) war vor allem für seine Rolle als Rektor der Universität Köln (ab 1962) und für sein Wirken ebendort als Ordinarius für Mittlere und Neuere Geschichte bekannt, aus welcher er von 1948–1976 bis zu seiner Emeritierung tätig war. Schieder war von 1967 bis 1972 Vorsitzender des Verbandes der Historiker in Deutschland, Herausgeber der *Historischen Zeitschrift* und war Mitherausgeber des siebenbändigen Handbuchs der Europäischen Geschichte. Während der Kriegszeit war er in Königsberg wissenschaftlich tätig, wo er 1933 mit seiner Dissertation *Die Kleindeutsche Partei in Bayern in den Kämpfen um die nationale Einheit* promovierte und 1939 dann mit seinem Werk *Deutscher Geist und ständische Freiheit im Weichsellande* auch die Habilitation ablegte. Ihm wurde 1942 die Rolle des Dekans der philosophischen Fakultät anvertraut, welche er bis zu seiner Flucht nach Köln besetzte (vgl. Rektorenportrait Universität Köln o.A.).

Jörn Rüsen kam schon früh mit Schieder in Kontakt, da er, nach einem Seminar während seiner Studienzeit bei ihm eine Stelle als studentische Hilfskraft angeboten bekam (vgl. Sandkühler, 2014, S. 258). Obwohl sich Rüsen primär für philosophisch-theoretische Fragestellungen interessierte und in Interviews mehrmals erwähnte, dass Geschichte überhaupt nicht sein „Lieblingsfach“ (Sandkühler, 2014, S. 258) war, blieb er trotz allem in diesem Feld verhaftet. Theodor Schieder war seiner Auslegung nach für geschichtstheoretische Themen offen gewesen und betrieb selbst auch Forschungen in diesem Bereich, sodass Rüsen einen Anschluss an die Geschichtswissenschaft fand.⁴

Innerhalb der Geschichtsdidaktik ist die Position von Theodor Schieder ebenfalls nicht zu unterschätzen. Neben seinen Einflüssen auf die *Bielefelder Schule*, die vor allem durch seine Vorhaben, eine sozialstrukturalistische Geschichtswissenschaft durchzusetzen, geprägt wurde, und diese Denkrichtung auch Einfluss auf das Denken der geschichtsdidaktischen Disziplin hatte (vgl. Süßmuth, 1991, S. 22), taucht Schieder auch als Person selbst beim Prozess der Historisierung einiger Geschichtsdidaktiker:innen auf. Entweder in Form von Verweisen in Literaturverzeichnissen, als Doktorvater, wie es zum Beispiel bei Jörn Rüsen der Fall war, oder als nahestehender Kollege anderer Professoren, wie zum Beispiel bei Kurt von Raumer, der Doktorvater Karl-Ernst Jeismanns (vgl. z. B. v. Raumer & Schieder, 1943). Theodor

⁴ Schieder plädierte zum Beispiel für ein soziologisch fokussiertes Geschichtsbewusstsein, auf das auch später der Geschichtsdidaktiker Karl-Ernst Jeismann Bezug nahm (vgl. z. B. Schieder, 1975, S. 188–207 u. vgl. Jeismann, 1980, S. 220 f.).

Schieder war eine prägende Figur für die Geschichtswissenschaft des 20. Jahrhunderts, die in ihrem Wirken zur Etablierung eines wissenschaftlichen Diskursfeldes nicht ignoriert werden sollte. Mehr noch, so sind Persönlichkeiten wie Theodor Schieder, die zu ihrer Zeit über große institutionelle Macht verfügten, zu einem erheblichen Teil auch für die sozialen und somit auch für die epistemischen Konstellationen der Geschichtswissenschaft im 20. Jahrhundert mitverantwortlich (vgl. Nonn, 2013, S. 255; Sandkühler, 2014, S. 259).

Wie Jörn Rüsen im Interview mit Thomas Sandkühler erwähnte, habe sein Doktorvater ihn dazu motiviert, sich vor allem mit den Schriften Jacob Burckhardts, ein Kulturwissenschaftler des 19. Jahrhunderts, auseinanderzusetzen (vgl. Sandkühler, 2014, S. 168). Die Begeisterung für Jacob Burckhardts Werke hatte in der deutschen Geschichtswissenschaft schon eine anhaltende Tradition, die in der Nachkriegszeit ihren Höhepunkt erreichte: Friedrich Meinecke postulierte schon 1948 eine Wende in der geschichtstheoretischen Diskussion, indem er im Vergleich zwischen den theoretischen Auslegungen von Leopold von Ranke und Jacob Burckhardt, die „[...] Überlegenheit Burckhardts im Urteil über Gegenwart und Zukunft [...]“ (Meinecke, 1948, S. 5) bestimmte und für ein Geschichtsbild plädierte, das nicht mehr von machtstaatlichen Gedanken, wie es zur Zeit des Nationalsozialismus der Fall war, dominiert sei (vgl. Chun, 2000, S. 64 f.; vgl. Rüsen, 1990, S. 59). Daraufhin wurde Burckhardt, etwa durch Theodor Schieders (vgl. z. B. Schieder, 1950), Reinhart Kosellecks (vgl. z. B. Koselleck, 2003, S. 175) und anderer (vgl. Hacke, 2006, S. 58) Anknüpfung an bzw. ähnlicher Anschauung von Meineckes Argument, zum Anschlusspunkt einer neuen Geschichtstheorie.

Schieder sah in Burckhardts Auslegungen Potential und betonte die Möglichkeit, aus Burckhardts Auffassung heraus, Geschichte als ständigen Kontinuitätsbruch zu betrachten. Anhand einer „Phänomenologie der historischen Krise“ (Schieder, 1950, S. 428) belegte er diesen Kontinuitätsbruch als grundsätzliches Merkmal der Moderne (vgl. Chun, 2000, S. 60). In diesem Sinne wurden Veränderungen und Brüche zu einer prinzipiellen Eigenschaft historischer Betrachtungen, die auch Teil eines „erneuerten Geschichtsbewusstsein[s]“ (Schieder, 1975) wurde. Die Philosophie der *Diskontinuität* wurde ab diesem Zeitpunkt als „[...] eine allgemeine Kategorie des geschichtlichen Denkens heute [...]“ (Schieder, 1961, S. 1–2) betrachtet, welche wiederum auch auf Jörn Rüsen und später auch bei der Konzipierung eines geschichtsdidaktischen Paradigmas Einfluss haben wird.

Die 1940er- bis 1960er- Jahre beschrieb Rüsen selbst in seinen wissenschaftshistorischen Studien als eine Zeit des „erneuerten Historismus“ (Rüsen, 1990, S. 57), die

ein Gebiet hervorbrachte, das sich die Frage nach der Bedeutung des geschichtswissenschaftlichen Wissens für die gesellschaftliche Praxis stellte (vgl. Rüsen, 1990, S. 60 f.). Diese Periode war für die deutsche Geschichtswissenschaft die Zeit in der versucht wurde, auf die Erkenntnis hin, dass Vergangenheiten primär von Brüchen und Diskontinuitäten gekennzeichnet sind, einen differenzierten Blick auf die Geschichte zu werfen und eine Theorie zu ergründen, die diese Diskontinuitäten ersichtlich und relevant machen konnte. Es wurde, und dies kann auch mit den Erfahrungen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Verbindung gebracht werden, Wert auf eine Interpretation von Zeiterfahrungen gelegt, die in der Lage ist, die *Bewegung*, also das Instabile und Diskontinuierliche selbst als Sinneigenschaft der Geschichte zu betrachten.

Während einige Jahre zuvor der vollkommene *Sinn der Geschichte* in der Bestätigung eines national(-sozialistisch)en Weltbildes lag, musste nach dem Zweiten Weltkrieg der Sinn in der Struktur einer Dissonanz begründet werden, die weg von einer inhaltlich entwicklungsbedeutenden Sinnzuschreibung lag. Plötzlich reichten Argumente der Kontinuität und Ordnung für die Geschichtsbetrachtung nicht mehr: „Die Erfahrung der Diskontinuität [des 20. Jahrhunderts] zwingt dazu, das Verständnis von Kontinuität zu relativieren und Kontinuität wie Diskontinuität auf den höheren, umfassenderen Begriff der Zeit zu beziehen.“ (Baumgartner, 1972, S. 20) Es musste eine Theorie vorgelegt werden, die das Dynamische der Zeit zum Vorschein brachte, ohne sich mit dem zu relativieren, das heißt, ohne sich selbst durch die Betonung der Ansammlung von unvorhersehbaren Wandlungen in der Zeit zu entmächtigen.

Genau an dieser Stelle kam für Schieder und seine Kollegen das Werk Jacob Burckhardts [und auch Johann Gustav Droysens] ins Spiel. Burkhardt gab den geschichtstheoretisch Interessierten die Möglichkeit und das Sprachgerüst über komplexe Gefüge zu sprechen, die nicht primär auf Gesetzmäßigkeiten der Kontinuität, im Sinne von Entwicklungen und metaphysischen Grundlagen, beruhten, sondern tatsächlich das Diskontinuierliche, nämlich die Krise und die Wandlung selbst, als Hauptmerkmal einer reflektierten historischen Betrachtung theoretisch darlegten. Dazu Hans-Michael Baumgartner:

Der Begriff der Kontinuität erwächst also wie schon bei Droysen aus einer Auseinandersetzung mit Hegel, speziell mit dem Hegelschen Entwicklungsbegriff und gründet in Burckhardts Erfahrung des rapiden Traditionzerfalls [...]. Somit repräsentiert die Kontinuitätsvorstellung bei Burckhardt ein gegen die Geschichtsspekulation entworfenes, mithin depotenziertes Konzept von Geschichte, deren Mittelpunkt der duldende, strebende und handelnde Mensch ist, „wie er ist und immer war und sein

wird.“ Als Bedingung dafür, das Konstante, Typische im geschichtswissenschaftlichen Wandel meditierend erkennen zu können, bewahrt zwar Kontinuität den Bezug zum unvergänglichen, aber wandelbaren Geist und formuliert auf diese Weise eine Partizipation des Vergänglichen am Unvergänglichen, sie ist aber nicht mehr wie Hegels Entwicklungsbegriff Prinzip historischer Erklärung, sondern letzter Ermöglichungsgrund geschichtlicher Kontemplation. Sie ist nicht mehr metaphysische Kategorie eines objektiven Prozesses des Geistes, sondern im Interesse des Menschen an seine Dauer und an der Tradition seiner geistigen Erinnerungen und Erfahrungen begründetes Postulat des historischen Bewußtseins. [...] Geschichte als Kontinuität ist auch hier kritisch restringierte Geschichte, ihr Ort weniger die objektive Realität und deren Kategorien als die Postulatorik des endlichen geschichtebildenden Bewußtseins. (Baumgartner, 1972, S. 81–83)

In Anbetracht dieser theoretischen Auseinandersetzungen, kann man Rüsens Interesse an Jacob Burckhardt in seinen Schriften begründen und zeigen, dass ihn seine Arbeit als studentische Hilfskraft bei Schieder in den 1960er-Jahren theoretisch stark geprägt haben muss. Wie auch später in dieser Publikation näher herausgearbeitet werden wird, wurde Jacob Burckhardts Werk zur Grundlage der Grundzüge Rüsens und begründete mit seinen Darlegungen eine Theorie, die dynamisch und wandelbar ist, allerdings auf einer einzigen Konstante beruht. Diese Vermittlung kann als Theodor Schieders Beitrag zu Rüsens Gedankengebäude interpretiert werden.

2.1.1. Exkurs: Theodor Schieder im Nationalsozialismus

Theodor Schieder ist keine unumstrittene Figur. Götz Aly beschrieb in mehreren seiner Texten die Rolle Theodor Schieders während des Nationalsozialismus und „warnte“ (Aly, 1999, S. 169) sogar in einem Kapitel seines Buches mit dem Titel *Rückwärtsgewandte Propheten* vor den problematischen Anfängen der deutschen Zeitgeschichtsforschung. Er behauptete, dass die Arbeiten Schieders und Werner Conzes, ebenfalls ein einflussreicher Historiker, in der Zeit des Nationalsozialismus als „Vorstufen der physischen Vernichtung“ (Schulze & Oexle, 1999, S. 163) zu verstehen wären:

Beide (Theodor Schieder und Werner Conze) haben auf ihre Weise und professionell – als gut ausgebildete Historiker eben – am Menschheitsverbrechen Holocaust mitgewirkt. Schieder propagierte den Krieg und die Vorstellung von der rassistisch definierten Nation; er plädierte für die gewaltsame Germanisierung immer größerer erobertet Regionen und schrieb einen Teil seiner Texte ausschließlich für den exekutiven Ge-

brauch. Er und Conze qualifizierten die Juden als Störfaktoren, Schmarotzer und gefährliche innere Feinde; beide machten klar, daß ihre Diskriminierung und Ghettosierung [...] als positive Maßnahme gesehen werde; beide schlugen vor, staatliche gesteuerte Bevölkerungsverschiebungen oder Massenvertreibungen zu Lasten der Juden ins Werk zu setzen und die jüdischen Minderheiten deshalb aus den betreffenden Gebieten vollständig zu entfernen. Beide ließen die Frage nach dem Wohin offen. (Schulze & Oexle, 1999, S. 177–178)

Die Verwicklungen Theodor Schieders in den Nationalsozialismus können und sollten in einer theoretischen Arbeit nicht ignoriert werden. Es stellt sich beim Herausarbeiten von Texten solcher Protagonist:innen nämlich immer die Frage, inwieweit der Nationalsozialismus auf ihre Sichtweisen und Auslegungen Einfluss hatte und inwieweit die Ideologie als gewisses Echo in ihren Gedankengebäuden wiederzufinden ist.

Die Aufgabe dieses Bandes ist jedoch nicht ein Urteil darüber zu fällen, ob man es, in Bezug auf Schieder und Rüsens, mit moralisch verwerflichen theoretischen Grundlagen zu tun hat und ob diese alleinig aufgrund ihrer historischen Beziehungen zu Überzeugungen, die im Nationalsozialismus vertreten wurden, verworfen werden sollten. Es geht in dieser Publikation trotz der Hoffnung gewisser Kritiker:innen⁵ nicht darum, Jörn Rüsens theoretisches Werk durch die Anschuldigungen an und den direkten Bezug zu Theodor Schieder zu relativieren und es mit den Insignien des Nationalsozialismus zu brandmarken. Jede theoretische Arbeit muss mit einem kritischen Blick gelesen werden, um Schlussfolgerungen nicht als logische Selbstverständlichkeiten, sondern als Konsequenzen sozial bedingter Prämissen wahrnehmen zu können. Das Ziel dieser Publikation ist eine historisch-epistemische Nachverfolgung eines Theoriekonstrukts, die die Grundlagen Rüsens in einem differenzierten Licht zeigen soll. Es ist ein Versuch, das Gedankengebäude so zu konkretisieren, dass die Kontextualisierungen seiner Entstehung herausgearbeitet und somit auch die theoretischen Potentiale bestimmt werden können.

Man kommt der Tatsache nicht umhin, dass viele, wenn nicht *alle* deutschen Werke, die kurz vor und nach 1945 entstanden sind, auf gewisse Art und Weise von einem im Nationalsozialismus präsenten Paradigma geprägt worden sind. Selbstverständlich stößt man bei der historischen Rückverfolgung deutschsprachiger Wissenschaftstheorien der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts auf die Zeit des Nationalsozialismus. Es sollte in diesem Sinne bei der Analyse allerdings auch nicht

⁵ Es ist sehr schwer schriftlich auf diese Hoffnung zu verweisen, da sich keine Werke finden lassen, die explizit dieses Vorhaben formulieren. Allerdings gab es bei der Vorstellung dieser Thesen immer wieder Reaktionen von Personen, die sich einen gewissen *Sturz* von Rüsens zu erhoffen schienen und gerne die Verbindung von Rüsens zu einem ehemaligen Nationalsozialisten betonten.

die Nachkriegszeit vergessen werden, deren Bewusstsein, wie vorher schon ange deutet, natürlich noch stark vom Nationalsozialismus geprägt, aber in vielen Hinsichten eines war, das für Veränderung und im Sinne der *Diskontinuität* agierte und somit auch in seiner Form ein anderes war (vgl. Sandkühler, 2009, S. 9–29).

Die Brüche, die im 20. Jahrhundert in Deutschland erlebt wurden, wurden in der deutsch-geschichtswissenschaftlichen Nachkriegszeit zu einer festen Allgemeingrundlage historischer Theorien, die sich in den damaligen Versuchen Geschichte neu auszulegen wiederfinden lassen (vgl. Chun, 2000). Sogar, wenn die Wurzeln gewisser theoretischer Begriffsbildungen bis zur Zeit des Nationalsozialismus zurückverfolgt werden können, bleibt die Konklusion bzw. die Ansicht, dass dadurch auch die aus dieser Zeit hervorgebrachten Theorie gänzlich mit einer nationalsozialistischen Ideologie vereinbar wäre, fragwürdig:

Theodor Schieders Interesse an sozial- und kulturwissenschaftlichen Fragestellungen kann zum Beispiel auf seine frühen Werke, die zur Zeit des Nationalsozialismus entstanden sind, zurückgeführt werden (vgl. Aly, 1999, S. 157). Dass das *Sozialwissenschaftliche* im Nationalsozialismus ein wichtiges Thema war und dass die ersten Ansätze einer deutschen Sozialgeschichtsschreibung, unter dem nationalsozialistischen Regime *Volksgeschichte* genannt in dieser Zeit platziert werden können, ist empirisch belegbar (vgl. Aly, 1999, S. 157–161 f.; Chun, 2000, S. 60 ff.). Allerdings ist das Interesse an der Sozialgeschichte im 20. Jahrhundert nicht nur in Deutschland, sondern zur gleichen Zeit auch in Frankreich und England omnipräsent gewesen und erlangte dann vor allem in seiner marxistisch-gesellschaftstheoretischen Auslegung in den 1960er Jahren einen Höhepunkt (vgl. Raphael, 2003, S. 173 f.). Das Interesse an Sozialtheorien alleinig als Präparat des Nationalsozialismus zu charakterisieren wäre daher zu einseitig gedacht.⁶ Auch erfordert die Auseinandersetzung mit dem nationalsozialistischen Paradigma eine Reflexivität darüber, dass „die“ Ideologie des Nationalsozialismus vielschichtig und in manchen Hinsichten auch widersprüchlich ist: „Wie es nicht die Philosophie des Nationalsozialismus gibt, gibt es auch nicht die eine Motivation zum Philosophieren im Nationalsozialismus [...] wer die Philosophie des Nationalsozialismus etablieren will, scheitert.“ (Sandkühler, 2009, S. 16 f.)

⁶ Vgl. auch die Rezension von Jin Sung Chuns Werk von Wehler, H.-U. (2001). „Und er stellt sich auch nicht der Frage, warum das konjunkturelle Interesse an der Strukturgeschichte - letztlich eine leere Begriffshülse - so schnell erlosch, als die emphatisch aufgewertete und fraglos mit zahlreichen strukturgeschichtlichen Annahmen operierende ‚Sozialgeschichte‘ (auch bei Brunner, Conze, Schieder) an ihre Stelle trat. Daß diese neue Sozialgeschichte im Wesentlichen nicht aus dem Umfeld der ‚Volksgeschichte‘ stammte, sondern von Weber, Marx, Hintze und Hans Rosenberg inspiriert wurde, liegt für jeden Sachkundigen auf der Hand, bleibt aber vorerst noch ein Gegenstand der eingangs erwähnten Debatte.“

Es ist klar, dass Theodor Schieder im Nationalsozialismus ein höchst problematischer Wissenschaftler ist, der sich in seinen historischen Arbeiten stark für die Vertreibung aussprach und der in diesem Sinne sehr wohl dem Titel eines „Vorläufers der Vernichtung“ (Aly, 1999) gerecht ist. Und so sollte auch der Schieder der Nachkriegszeit mit diesem Wissen strikt in seinem Wirken unter die Lupe genommen und hinterfragt werden.

Man kann allerdings auch die These in Erwägung ziehen, dass Schieder in der Nachkriegszeit unter anderen Voraussetzungen schrieb, sprach und wissenschaftlich tätig war (vgl. Chun, 2000, 61 ff.). Dies soll nicht als eine Relativierung seines früheren Wirkens interpretiert werden, oder den kompletten Ausschluss nationalsozialistischen Denkens in der Nachkriegszeit suggerieren. Allerdings ermöglicht diese Anschaufung für eine Sichtweise Raum zu geben, die den Erfolg und den Charakter seiner postulierten Strukturgeschichte nicht durch den alleinigen Verweis auf mögliche Ähnlichkeiten mit einer diktatur- und rassenbedingten „Volksgeschichte“ (Klimo, 1998), sondern durch die persönlichen Erfahrungen struktureller Macht- ausübung im nationalsozialistischen Regime erklärt:

Was erklärt die Erfolgskarriere der „Strukturgeschichte“? Sie beruhte zum großen Teil darauf, daß in der zeitgenössischen Geschichtswissenschaft die Einsicht unterschiedlich bereits weit verbreitet war, man habe selber in den Jahrzehnten zwischen 1930 und 1950 die gewaltige Macht anonymer Prozesse und Organisationen, den verselbständigt Einfluß übermächtiger "Strukturen" erfahren. Insofern erwies sich der Ruf nach Strukturgeschichte als eine konsensfähige, da auf den eigenen lebensgeschichtlichen Erfahrungen beruhende Parole. (Wehler, 2001)

Dass solch eine Ansicht durch Hans-Ulrich Wehler, einem der bedeutendsten Schüler Theodor Schieders, vertreten wurde, der zusammen mit Jürgen Kocka und anderen die Bielefelder Schule gestiftet hat, die wiederum im Sinne von Schieders Strukturgeschichte forschte, ist kein Zufall. Wehlers Aussage ist daher auch nur mit Vorsicht zu genießen. Auch die Universität Köln schrieb auf ihre Website über ihren ehemaligen Rektor:

Mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges erlebte Schieder eine tiefe Krise seines politischen und historischen Denkens. Die Grundlage seines Wirkens als Professor an der Universität zu Köln orientierte sich fortan an dem skeptischen Geschichtsbild Jacob Burckhardts. Er gehört zu den Begründern einer methodisch reflektierten Sozial- und Strukturgeschichte in Deutschland, die wegen ihres innovativen Potenzials gerade für junge und häufig politisch linksstehende Nachwuchswissenschaftler sehr attraktiv war und seinen Erfolg nach 1945 mitbegründete. (Rektorenporträt der Universität Köln, 2021)

Es scheint, in Bezug zu Schieders Wirken immerwährend um die Frage zu gehen, inwieweit der Bruch nach 1945 tatsächlich als *Bruch im Denken* des Wissenschaftlers verstanden werden kann. Diese Frage soll im Kontext dieser Publikation vorerst nur mit der Anmerkung beantwortet werden, „[...] dass weitere Forschungen auf diesem Gebiet notwendig [sind] [...]“ (Klimo, 1998).

Welche Implikationen haben nun aber die obigen Ausführungen auf die Analyse Jörn Rüsens? Wie damit umgehen, dass sein Doktorvater in der Kriegszeit im Sinne des Nationalsozialismus gehandelt hat und dass dadurch vielleicht auch nationalsozialistische Ansätze in der Theorie des Doktorvaters präsent und in Jörn Rüsens Werken weitergegeben wurden? Petra Gehring, Professorin für Philosophie an der Technischen Universität Darmstadt hat auf eine ähnliche Frage *Wie umgehen mit rassistischen, sexistischen und antisemitischen Inhalten in klassischen Werken der Deutschen Philosophie?* in der Deutschen Zeitschrift für Philosophie eine folgende Antwort gegeben:

*Tja, wie umgehen? Jedenfalls: Lesen! Sogar viel lesen, genau lesen, scharf hinsehen. Denn Lesen heißt keinesfalls ja, Gelesenes blind zu bejahren. Oder auch nur „aufzuwerten“, wie es vermeintlich milde zuweilen ausgedrückt wird – als wäre philosophische Lektüre eine Art Agenda-Setting und das Zitieren darauf verpflichtet, nicht die Kurse der gegnerischen Währung nach oben zu treiben. Weder kann es unser Ernst sein, Autor*innen (zumal historische) auf den Index zu setzen, noch dürfen wir so tun, als dünsteten schon die Worte unliebsamer Theorien ein Kontaktgift aus. Philosophie hat gegen Kontaktangst und Gifte aller Art (und gegen Kontaktshuldmythen übrigens auch) ein Universalmittel. Sie ist schon als Kind in einen Zaubertrank gefallen. Sein Name ist Analyse. [...] Was uns angeht, was wir kritisieren, müssen wir sehr gut kennen. (Gehring, 2021, S. 119)*

Lesen und analysieren; kennen, was man kritisiert. Kontaktangst überwinden und auf qualitative Skepsis hinarbeiten. Im Falle Jörn Rüsens heißt dies, sich vorerst auf die Texte einzulassen und mit Werkzeugen der Analyse zu versuchen, negativ und positiv, die Theorien in ein kritisches Licht zu stellen.

2.2. Günter Rohrmoser: der christlich-konservative Sozialphilosoph (ca. 1958–1966)

Neben Theodor Schieder schildert Jörn Rüsen in einem weiteren Interview, dass auch der Philosoph und Theologe Günter Rohrmoser (1927–2008) für ihn eine sehr prägende Persönlichkeit war. Rüsen nannte ihn den „faszinierendste[n] akademische[n] Lehrer“ (Van Reeth, 2022) den er je hatte und als solcher sprach er ihm auch in seiner Dissertation Dank aus (vgl. Rüsen, 1969, S. 7).

Günter Rohrmoser gilt als Anhänger der sogenannten *Ritter-Schule*, die sich auch „Schule von Münster“ bzw. das *Collegium philosophicum* nannte (vgl. Böckenförde, 1965; Hacke, 2017). Die Ritter-Schule wurde nach dem Schüler Ernst Cassirers, Joachim Ritter (1903–1974), benannt und hatte unter seinen (ausschließlich männlichen) Anhängern Denker wie den Philosophen Hermann Lübbe, Robert Spaemann und Odo Marquard. Die Ritter-Schule wird meist insbesondere mit ihrem Projekt des *Historischen Wörterbuchs der Philosophie*, welches bis heute als eines der umfassendsten philosophischen Wörterbücher der Welt gilt (vgl. Schwabe o.A.), in Verbindung gebracht (vgl. Kranz, 2017). Das *Collegium philosophicum* hat seine erste Aufzeichnung im Vorlesungsverzeichnis der Universität Münster im Sommersemester 1947, in der es als Privatissimum zu Husserls *Logischen Untersuchungen* aufgenommen wurde (vgl. Ingenfeld, 2016, S. 18).

Das Interessensgebiet sowie die philosophischen Auslegungen der Anhänger der Münster Studenten wurden über die Jahre hindurch immer unterschiedlicher, so dass keine klare einheitliche philosophische Grundlage der Ritter-Schule definiert werden kann (Lübbe 2004, S. 59). Auch thematisch lassen sich nur einzelne Gemeinsamkeiten bei den meisten Mitgliedern bestimmen. Es schien zum Beispiel die Ritter-Schüler eine grundlegende Skepsis und ein akademisches Vorgehen gegen die politisch links ausgerichtete „Frankfurter Schule“ (Lübbe 2004, S. 58 f.) zu verbinden, das vereinzelt in ihren Werken zum Ausdruck kommt (vgl. z. B. Rohrmoser, 1970). In einer philosophischen Arbeit aus der DDR wurden diese Bemühungen, welche dort in den Kontext der Marxismus-Studien fielen, an die zum Beispiel Günter Rohrmoser mit dem Beitrag *Stillstand der Dialektik. Grundpositionen expliziter und impliziter Marxismuskritik* (Rohrmoser, 1968) kontrabuierte und auch Joachim Ritter mit einem Text zu Hegels Rechtsphilosophie (vgl. Ritter, 1962) beitrag, als Teil eines *Kreuzzug[s] der evangelischen Akademien gegen den Marxismus* (Jahn & Berger, 1960) geschildert und die Autoren selbst als „Marxtöter“ (Jahn & Berger, 1960, S. 18) beschrieben. Die Mitglieder jedoch positionierten sich gegen diese Äußerungen ablehnend und so betonte Hermann Lübbe zum Beispiel, dass die Ritter-Schüler zwar kritische Marxismusinterpretationen vertraten, diese aber

[...] gelegentliche Gastauftritte an Universitäten des Ostblocks gar nicht [behinderten] [denn], [w]o der zu kämpfende Irrtum als wirksames Element der dialektisch zerspaltenen Weltverfassung theoretisch gewiss ist, bleibt es zur Stärkung der Kampfbereitschaft nützlich, diese Gewissheit dann und wann auch durch Anschauung leibhaftig präsenter Subjekte dieses Irrtums zu stabilisieren. (Lübbe, 2004, S. 66)

Lübbe sah daher in der Kritik an ihren Marxismusinterpretationen keine ernstzunehmende philosophische Würdigung, sondern ein Spiel des Politischen.

Joachim Ritter war den Berichten zufolge ein prägender Philosophieprofessor (vgl. Zorn, 2022, S. 39). Das *Collegium Philosophicum* soll sich als Gesprächskreis dadurch ausgezeichnet haben, dass gegensätzliche Positionen gleichermaßen zu Wort kommen konnten und Debatten somit breit geführt wurden (vgl. Zorn, 2022, S. 39; Ingenfeld, 2016, S. 26).

Die philosophische Hegelinterpretation Joachim Ritters ist ambivalent, so ambivalent wie die Realität der Gesellschaft, so ambivalent wie Hegel selbst. Dem entsprach die heterogene Zusammensetzung des ‚Collegium Philosophicum‘ Ritters, das Thomisten, evangelische Theologen, Positivisten, Logiker, Marxisten und Skeptiker im Gespräch vereinigte. Aber darin erscheint zugleich das Positive dieser Ambivalenz. (Spaemann, 1959, S. 312 f.)

Ritter selbst galt als Hegelianer, als Wiederbeleber eines Neoaristotelismus und als Anthropologe, der vor allem auch an geschichtsphilosophischen Fragestellungen interessiert war (vgl. Ingenfeld, 2016, S. 72 f.). Dieses Interesse gab er erfolgreich an einige seiner „Ritterianer“ (Hacke, 2006, S. 15) weiter, was sich zum Beispiel in den Werken von Hermann Lübbe und Odo Marquard niederschlägt. Werke wie die *Schwierigkeiten mit der Geschichtsphilosophie* von Odo Marquard (1992) oder *Geschichtsbegriff und Geschichtsinteresse*⁷ von Hermann Lübbe (1977), sprachen sich durch die Betonung eines anti-utopischen Affekts der Geschichtsphilosophie gegen einen moralischen und politischen Universalismus aus (vgl. Hacke, 2006, S. 49). Das bedeutet, dass sie nicht in rein moralisch-politischen Schlussfolgerungen den Wert eines philosophischen Arguments sahen, sondern die Untersuchung *der Geschichte selbst* als Schlüssel qualitativer philosophischer Deutungen verstanden. Sie sahen somit den Anti-Utopismus der Geschichte als Gegengift einer ideologisch-politischen Planung, die ihrer Meinung nach nur in Terror und Totalitarismus münden könne (vgl. Hacke, 2006, S. 49 f.).

Skeptisch ordnet Marquard alle postgeschichtsphilosophischen Ideologeme und Weltanschauungen als ‚Schwundstufen‘ geschichtsphilosophischen Denkens und damit als potentiell gefährlich ein. Vulgarisierte Weltanschauungen sind für Marquard um Begründung und innere Kohärenz verkürzte Formen des Geschichtsdenkens und beben die Geschichtsphilosophie. Was bleibt, ist die Überzeugung, mit einem qua Geschichtsdenken ideologisierten politischen Programm die Welt zu verändern. In diesem Sinne verfolgt er bewusst Georg Lukacs Diktum, daß es ‚keine unschuldige Weltanschauung‘ gebe. (Hacke, 2006, S. 51)

⁷ Vgl. auch Rüsens Auseinandersetzung mit diesem Text (Rüsen 1979).

Die „Neokonservativen“ (Habermas, 1992, S. 271), wie sie von Vertretern:innen der Frankfurter Schule genannt wurden, kamen somit in ihren Auslegungen und Positionen dem theoretischen Horizont des Historismus bewusst provokativ nahe (vgl. Hacke 2006, 58). Es wäre eine Verkürzung, die Ritter-Schule primär als *konservative* Schule zu charakterisieren, da politische Lagerbildungen in *rechts* und *links* immer theoretisch unübersichtlich bleiben. Was sich jedoch plausibel argumentieren lässt, ist, dass eine bewusste Rückkehr zu einer vom Marxismus losgelösten Hegel-Interpretation, und somit ein Abschied von einer tendenziell *linken* Hegel-Interpretation, eine politisch-konservative, vor allem auch eine stark religiöse Spur bei einzelnen Mitgliedern der *Ritter Schule* hinterlassen zu haben scheint (vgl. Rohrmoser 2009, S. 226; Hacke, 2006, S. 51).

Die Texte im Sammelband des *Collegium Philosophicum*, der zu Ehren Joachim Ritters und zum Anlass seines 60. Geburtstages herausgegeben wurde, offenbaren uns Einiges über mögliche Konsense der Ritterschule, obwohl auch diese Interpretation relativiert gesehen werden muss. Es sprach z. B. Hermann Lübbe über die philosophische Grundlage des Kreises vor allem von einer „dogmatischen Unschärfe“ (Lübbe, 2004, S. 59), die auch in Hinblick auf die Werke seiner Schüler ersichtlich ist. Die Artikel des Sammelbandes enthüllen nichtsdestotrotz ein grundlegendes Interesse an der hegelianischen Philosophie und setzen rechtsphilosophische Fragestellungen in den Fokus (vgl. Böckenförde, 1965). Die Mitglieder arbeiteten in den Aufsätzen an Rousseau und Montesquieu, sie schrieben über das hegelianische Weltverständnis, über den Begriff der Anthropologie und vieles mehr. Günter Rohrmoser selbst veröffentlichte im Sammelband einen Text mit dem Titel *Aufklärung und Offenbarungsglaube*, worin er die „Selbsttäuschung der Aufklärung über sich selbst“ (Böckenförde, 1965, S. 325) mit Hilfe literarischer Auslegungen des Dichters Gotthold E. Lessing und des Philosophen Immanuel Kants zu enthüllen versuchte.

Zwar wird die These vertreten, dass der Name der Ritter-Schule sich aus der Perspektive einer linken Frankfurter Schule herauskristallisiert hat und damit auch die pluralistischen theoretischen Dynamiken der *linken* und *mittigen* Ritterianer außer Acht lässt bzw. vor allem die zu kritisierende Implikation macht, dass dadurch alle Studierenden Ritters primär von seinen Interpretationen inhaltlich geprägt worden wären (vgl. Ingenfeld, 2016, S. 29); nichtsdestotrotz kann in Bezug auf die Verbindung von Joachim Ritter zu Günter Rohrmoser sehr wohl behauptet werden, dass sich grundlegende inhaltliche und theoretische Überschneidungen finden lassen (vgl. z. B. Rohrmoser, 2009, S. 287 ff.). Günter Rohrmoser ist vor allem von Ritters Hegel-Rezeption geprägt worden und bezeichnete sich öffentlich selbst gerne, auch in Bezug zu seinem stark vertretenen Konservatismus, als ein Mitglied

der Ritter-Schule. Er soll sich vereinzelt sogar als Nachfolger Ritters verstanden haben (Van Reeth, 2022). In einer Würdigung der rechts-konservativ gerichteten Jungen Freiheit zu Rohrmosers Arbeiten in Folge seines 80. Geburtstags schrieb man:

Rohrmoser erwies sich als der treueste Ritter-Schüler, indem er diese Hegel-Auslegung aufnahm, er ging aber weit darüber hinaus: indem er die Religionsphilosophie und den Gedanken der Versöhnung als Zentrum der Hegelschen Metaphysik erkannte und die Krise und Dekadenz der Moderne herausarbeitete, die Hegel bereits scharfsinnig vorausgesehen hat. (Junge Freiheit, 2007)

Während also einerseits die Nennung einer konservativen Ritter-Schule als Kritik aufgefasst und eben vor allem die theoretischen Dynamiken und Unterschiede der Teilnehmenden des *Collegium philosophicum* mit dieser Kategorisierung außer Betracht gelassen wurden, bekannte sich andererseits Rohrmoser nur allzu gern zum neokonservativen Kreis Joachim Ritters, den es in dieser reinen Form allerdings wohl nicht gegeben hatte (vgl. Ingenfeld, 2016, S. 29 ff.).⁸

Rohrmoser selbst kritisierte sogar seine *Ritter-Kollegen* und schrieb ihnen eine zu *liberale* Betrachtungsweise zu. Er behauptete, dass sich die anderen Ritter-Schüler nie richtig auf Hegel eingelassen hätten. Es hätten sich weder Hermann Lübbe noch Odo Marquard mit Hegels Philosophie ernsthaft auseinandergesetzt und als Konsequenz daraus einen pseudo-„liberalen Hegelianismus“ in die Welt gebracht, der weniger aus den Studien Hegelscher und Ritterscher Schriften hervorgetreten sei, sondern eher im Sinne einer Apologie der Moderne konstituiert war (vgl. Rohrmoser, 2009, S. 231 f.). Zwar ließen sich Hinweise zu Hegelschen Arbeiten finden, allerdings hätten beide „[...] mit Hegel systematisch, im Sinne systematisch orientierter Gegenwartsphilosophie, eigentlich nichts im Sinn.“ (Rohrmoser, 2009, S. 232)

Was die Verbindung von Jörn Rüsen zu Günter Rohrmoser angeht, gibt es in vielen Hinsichten, sei es in den Interessensgebieten oder in den formulierten Schlussfolgerungen, Ähnlichkeiten der Denkansätze. Sei es das Interesse an Hegels Geschichts- bzw. Rechtsphilosophie (vgl. Rüsen, 1976a; 1969) oder die Frage nach der Gegenwart und Aufklärung (vgl. Rüsen, 1969, S. 51 f.).⁹ Diese verweisen auf inhalt-

⁸ Es gibt in der Literatur Uneinigkeiten darüber, inwieweit die Ritter-Schule gänzlich als konservativ verstanden werden kann. Während Ingenfeld oft darauf verweist, dass „Mitglieder“ dieses Kreises politisch vielfältig waren, betont Jens Hacke immer wieder die konservative Ausrichtung /vgl. Hacke, 2006, S. 27–45).

⁹ Im II. Kapitel seiner Dissertation „Diagnose der Gegenwart“ verweist er mehrere Male auf die Werke Rohrmosers, wobei sie immer in Verbindung mit einer Hegel-Interpretation stehen. Vgl. z. B. II. Kapitel

liche und philosophische Überschneidungen. Ganz besonders ist Rüsens Hegel-Interpretation in seiner Doktorarbeit ein klares Manifest eines rohrmoserschen Programms (vgl. z. B. Rüsen, 1969, S. 51 f.), worin einerseits eine Kritik an der Aufklärung und der Moderne zum Ausdruck gebracht wird (vgl. z. B. Rüsen, 1969, S. 146 ff.), andererseits gleichzeitig in Verbindung dazu der Freiheitsbegriff bei Hegel, welchen Joachim Ritter in seinen Texten zum Hauptthema machte, herausgearbeitet wird (vgl. Rohrmoser, 2009, S. 219 f.).

Rüsens Dissertation kann als Manifestation der Lehren seiner beiden Doktoren verstanden werden. Durch die Verbindung von Droysen zu Hegel und auch die Erwähnung Jacob Burckhardts, sind wohl letztlich auch Repräsentationen der geschichtswissenschaftlichen und philosophischen Überzeugungen und Gedankengebäuden Theodor Schieders und Günter Rohrmosers.

Die Arbeit *Begriffene Geschichte* zeichnet sich als ein Versuch aus, die Hegelsche Idee von Freiheit und Geist mit einem Praxis- und Vernunftgedanken Droysens in Verbindung zu setzen bzw. Droysens Idee der gegenwarts- und praxisbezogenen Geschichte durch die (auch historische nachweisbare) Anknüpfung Droysens an Hegels dynamisches Verständnis von Theorie und Praxis zu vollenden (vgl. Rüsen, 1969, S. 155 f.). Rüsen versuchte eine Antwort auf die Frage zu finden, inwieweit das Verhältnis von Theorie und Praxis bei Droysen zum Ausdruck gebracht wurde und in welcher Dimension dieses erfasst werden kann. Dabei entfernt er sich von einer rein philosophischen Interpretation von Droysens *Historik* und plädiert für einen Versuch die „[...] Voraussetzung in der Geschichtstheorie aufzuzeigen, die Droysens historischem und politischem Werk immanent ist.“ (Rüsen, 1969, S. 15)

Er schreibt, so würde ich sagen, bereits hier schon eine wissenschaftshistorische Arbeit, welche die gedanklichen Voraussetzungen der Geschichtsphilosophie Droysens untersucht. Darin kommt Rüsen interessanterweise zu dem Schluss, dass die Vollendung der Theorie und Praxis der Gegenwart in der „Notwendigkeit der Bildung der Gegenwart zur Zukunft“ (Rüsen, 1969, S. 159) liegt: „Die begriffene Geschichte der Gegenwart hat eine praktische Intention [...]“ (Rüsen, 1969, S. 159). So mit ließe sich der Sinn der Geschichte bzw. die ontologische Relevanz von Geschichte, in der praktischen Anknüpfung des Menschen an Gegenwart und Zukunft bestimmen. Dieser Ansatz begleitet das Rüsensche Gedankengebäude bis heute.

Fußnote 17, 26 und auch III. Kapitel Fußnote 70a. Auch wird auf die Werke Joachim Ritters verwiesen: zum Beispiel III. Kapitel Fußnote 103.

Die Prägung durch Rohrmoser bezog sich aber nicht nur auf dessen Hegel-Lektüre, sondern vielmehr ist auch die Rüsensche *Sinn-Kategorie* nachhaltig durch Rohrmoser inspiriert worden (vgl. Van Reeth, 2022). Rüsen beschrieb, dass ihm primär seine religiösen Interessen zu Günter Rohrmoser brachten:

Das war für mich ein Riesenproblem: wie kriege ich meine religiösen Interessen, mit dem akademischen zusammen? Überhaupt nicht! Überhaupt nicht! Der Rohrmoser hat das geändert. Der Rohrmoser war im Grunde, sagen wir mal so, das rohrmoserische Programm war eine christliche Philosophie. Also das war ganz deutlich. Das hat er so explizit nicht gemacht, aber mit Hegel, ja Hegel ist christlicher Theologe. Also der Rohrmoser hat diese Kluft, diesen Spalt, zwischen Religion und Philosophie geschlossen. Das war für ihn sozusagen überhaupt kein Problem. Und ich fand das toll! Das war einer der Gründe, weshalb ich so begeistert von dem war. (Van Reeth, 2022)

Die thematische Wichtigkeit von Religion in Rüsens Werken ist nicht zu unterschätzen, obwohl sie in seinen frühen Schriften nur unterschwellig ersichtlich ist. So fügte er zum Beispiel erst in seiner Historik von 2013, also fast 30 Jahre nach seinen ersten Grundzügen, eine religiöse Dimension als Sonderform der Geschichtskultur hinzu:

Die religiöse Dimension der Geschichtskultur entfaltet sich aus den Tiefen der menschlichen Subjektivität, in denen sie sich auf einen letzten Sinngrund des Lebens bezieht. Religiös ist dieser Sinngrund dann, wenn er als transzendent erfahren, geglaubt und gelebt wird, also die Endlichkeit des menschlichen Subjekts mit allen damit verbundenen negativen Erfahrungen (vor allem Leid und Tod) übersteigt. (Rüsen, 2013, S. 240)

Die Gretchenfrage habe auch Rüsens Zugang zu dem der Frankfurter Schule zugehörigen Jürgen Habermas geformt, da er zwar das Werk „Erkenntnis und Interesse“ (1973) zusammen mit seinen Kolleg:innen intensiv studiert und sogar „vergöttert“ habe, allerdings spiele „[...] [bei Habermas] die Religion überhaupt keine Rolle und das fand ich natürlich nicht in Ordnung“ (Van Reeth, 2022).

Es ist schwierig genau zu bestimmen, inwieweit das Interesse an Religion Jörn Rüsen in seinen ersten theoretischen Auslegungen einer Historik eine Rolle gespielt hat. Es lassen sich Hinweise finden, dass seine theoretischen Modellierungen, eben vor allem auch durch die strukturellen Ähnlichkeiten mit hegelianischen Aspekten, einen theologischen und in manchen Hinsichten sogar einen metaphysischen Charakter besitzen (vgl. z. B. Rüsen, 1986, S. 26; 1989, S. 52 f.; 2003, S. 76 f.). Das bedeutet, dass in gewisser Hinsicht das theoretische Werk Rüsens auch mit einer spezifisch religiösen Idee von Geist und Sinn vereinbart werden kann, da einerseits theoretische Grundlagen indirekt von einem Übernatürlichen ausgehen bzw. diese

nicht ausschließen, und andererseits er aktiv nach den *ersten Gründen und letzten Zwecken alles Geschehens* fragt bzw. diese innerpsychologisch zu beantworten versucht.

Deutlich wird, dass Rüsen erst viel später das Thema der Religion in seiner theoretischen Arbeit aufgreift. So schreibt er zum Beispiel im Werk *Religion und Sinn*, welches er zusammen mit dem Geschichtstheologen Martin Klüners 2020 veröffentlichte, Folgendes:

*Sie [die Religion] kann als Folge des umfassenden Verwestlichungsprozesses der Moderne aus dem Blick des Interesses an Geschichte geraten. Der Säkularismus der modernen Geschichtskultur droht sie als obsolet geworden an den Rand der intellektuellen Diskurse zu schieben. Ihr Sinnverlangen und ihr Sinnangebot stehen in einem ausgesprochenen Spannungsverhältnis zur rein innerweltlichen Geschichtskultur der Moderne. Dort wurde der Zugang zur Religion mit dem Verdikt eines *sacrificium intellectus* belegt, das auch heute noch seine Wirkung entfaltet, wenn es um die Begründung und Verteidigung des wissenschaftlich-rationalen Umgangs mit Geschichte geht. Zwar wurde der Religion in jüngerer Zeit einige Aufmerksamkeit geschenkt, weil sie sich partout dem Entzauberungsgebot einer wissenschaftlichen Form der kulturellen Orientierung entzog; aber sie blieb ein Stieffkind der akademischen Sinnbildung. Inzwischen gibt es einige Zweifel an dieser intellektuellen Marginalisierung. Schließlich lässt es sich nicht leugnen, dass nicht alle Hinsichten und Ausführungen religiöser Sinnbildung säkularisierbar, d.h. durch innerweltliche Deutungen ersetzbar und überwindbar sind (Klüners & Rüsen, 2020, S. 66).*

Es gibt Anlass zu glauben, dass das Thema der Religion deshalb nur unterschwellig in seinen Arbeiten der 1970er und 1980er auftaucht und zum Beispiel daher nur in Zusammenhang mit Kunst und Ideologie (vgl. Rüsen, 1989, S. 70 f.) bearbeitet wurde, da die Religion im geschichtswissenschaftlichen Diskurs, oder zumindest im akademischen Umfeld von Jörn Rüsen zu der Zeit, keinen Platz fand. Die Schriften nach 2000 und auch die später durchgeführten Interviews (vgl. Van Reeth, 2022) weisen bei Rüsen heute allerdings ein klares Interesse an religiösen Fragestellungen auf, wobei er die religiöse „Sinn(ein)stiftung“ (Klüners & Rüsen, 2020, S. 76) sogar als Leiden überwindende Form, im Sinne einer „Erlösung“ (Klüners & Rüsen, S. 76), versteht: „Sie [die religiöse Sinn(ein)stiftung] wird als Befreiung vom Leid und als Erhebung in einen Zustand übermenschlichen Bewusstseins in der Begegnung mit dem Numinosen erlebt“ (Klüners & Rüsen, 2020, S. 76). Religion wird für Rüsen schlussendlich zu einer besonderen Form der Sinnbildung, die durch ihren Leiden reduzierenden Aspekt in seinen späteren Werken theoretisch einen besonderen Status einzunehmen scheint (vgl. Rüsen, 2013, S. 260).

Ein hegelianisches Weltverständnis, vor allem eines, welches der Interpretation von Günter Rohrmoser nahekommt, bleibt eines, das theologisch konnotiert ist (vgl. Löwith, 1953, S. 28). Günter Rohrmosers religiöser und politischer Konservatismus, welcher insbesondere später durch seine Verbindung mit dem politisch umstrittenen Philosophen Carl Schmitt (vgl. Habermas, 1995) und auch in seinen Werken (vgl. z. B. Rohrmoser, 2017) stark zum Vorschein kam, sei zwar laut Rüsen zu seiner Zeit nicht ersichtlich gewesen (vgl. Sandkühler, 2014, S. 261), doch ist der konservative Einfluss, der sich in diesem Sinne durch die Befürwortung einer theologisch-religiös verhafteten Idee der Welt charakterisiert, bei Rüsens Denken nicht auszuschließen.

2.3. Wege in die Wissenschaftsgeschichte und Phänomenologie? (1969–1972)

Nachdem Jörn Rüsen seine Dissertation unter der Betreuung Theodor Schieders abgeschlossen hatte, der Versuch, eine akademische Stelle bei Günter Rohrmoser zu erlangen allerdings scheiterte, führte ihn sein beruflicher Werdegang zur Philosophin Elisabeth Ströker an die Technische Universität Braunschweig. Elisabeth Strökers Expertise lag in der Husserlschen Phänomenologie, wobei sie auch Werke zur analytischen Wissenschaftstheorie und Wissenschaftsgeschichte verfasst hatte. Das Interesse an Protagonist:innen wie Thomas Kuhn, über welchen Ströker ausführlich forschte (vgl. z. B. Ströker, 1988), sind in Rüsens frühen Werken ebenfalls ersichtlich. So liest man zum Beispiel 1976 in seinem ersten Versuch eine *erneuerte Historik* zu verfassen, die als Vorarbeit der *Grundzüge* der 1980er Jahre verstanden werden kann, über Thomas Kuhn, dessen Werke Rüsen verwendet, um seine disziplinäre Matrix der Geschichtswissenschaft zu begründen (vgl. Rüsen, 1976b, S. 46). Lutz Raphael schreibt zu der disziplinären Matrix sogar, dass Rüsen das Paradigmenmodell von Thomas Kuhn (und Ludwik Fleck) „maßgeblich weiterentwickelt“ (Raphael 2003, S. 14) habe und dass er durch die Einteilung des geschichtswissenschaftlichen Paradigmas in fünf Dimensionen ein sehr „attraktive[s]“ (Raphael, 2003, S. 25) theoretisches Werkzeug konzipiert hatte (vgl. auch z. B. Sandkühler, 2018, S. 87 f.). Es wundert dann auch nicht, dass Rüsen neben seinen Bemühungen, eine Theorie der Geschichtswissenschaft zu verfassen, später auch wissenschaftshistorische Studien zum Historismus betrieb hatte (vgl. Rüsen, 1976b, S. 46; 1973).

Ebenfalls sollte der Einfluss der Phänomenologie, die bei Elisabeth Ströker ein grundlegendes Forschungsgebiet war, auf Rüsens Denken nicht unterschätzt werden. Begriffe wie „Lebenswelt“ (Schreiber, 1995) und „Intentionalität“, die in seinen Grundzügen mehrfach vorkommen, können als Hinweise auf einen Husserlschen

Denkstil verstanden werden, der nicht zufällig in Rüsens Werken durchscheint. Auch die Hegelsche Phänomenologie, die sich zum Beispiel in den Ausführungen eines dynamisch strukturierten Geschichtsbewusstseins finden lässt, ist hier präsent. Durch Rohrmosers Einfluss, und nun auch durch Rüsens Bemühungen, bei Elisabeth Ströker eine Habilitationsschrift über Hegels Ästhetik zu verfassen, die später auch in verkürzten Formen veröffentlicht wurde (vgl. Rüsens, 1973a; 1975a; 1975b; 1976a), ist es nicht allzu verwunderlich, dass sein theoretisches Werk Hinweise auf einen phänomenologischen Denkstil enthält.

Bestimmte äußere Einflüsse als Auslöser für ein Denkverhalten zu charakterisieren, kann gefährlich sein. Zumeist handelt es sich dabei um eine stark vereinfachte Darstellung. Nichtsdestotrotz sind einzelne Hinweise in Rüsens Interpretationen ersichtlich, die nur allzu stark an eine Husserlsche Begriffswelt erinnern: Seine Versuche Sinn¹⁰ als Voraussetzung in die lebenspraktische Konzeption von Geschichte zu integrieren erinnert stark an die Ansätze Husserls in seinem ersten Teil der Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendentale Phänomenologie:

Bloße Tatsachenwissenschaften machen bloße Tatsachenmenschen. [...] In unserer Lebensnot – so hören wir – hat diese Wissenschaft nichts zu sagen. Gerade die Fragen, schließt sie prinzipiell aus, die für den unseligen Zeiten den schicksalsvollsten Umwälzungen preisgegebenen Menschen die brennenden sind: die Fragen nach Sinn oder Sinnlosigkeit dieses ganzen menschlichen Daseins. (Husserl, 2012, S. 6)

Ebenfalls enthüllt seine Schrift aus dem Jahre 1976 „Ästhetik und Geschichte“, die bei Ströker entstand und eben zu einer Habilitation hätte führen sollen (vgl. Van Reeth, 2022), Rüsens frühe Auseinandersetzung mit Hegels Ästhetiktheorie, die auch strukturelle Ähnlichkeiten mit seinem später entwickelten Geschichtsbewusstseinskonzept aufweist. Dabei sollen die Grundlagen dieser Überlegungen während seiner Zeit in Braunschweig entstanden sein. Interessant an dieser Habilitation ist, dass sie sich auf den Vernunftbegriff von Hegel fokussiert, der Rüsens das Werkzeug für seine *erneuerte Historik* (1976b) zu geben scheint, welche im gleichen Jahr veröffentlicht wurde. Zwar geben die angeführten Quellenverweise in seiner *erneuerten Historik* und auch in seinen *Grundzügen* keinen konkreten Hinweis auf die hegelianischen Ausführungen, allerdings sind immer wieder Verweise auf seinen Ästhetikaufsaß von 1974 und auch auf Literatur von Protagonist:innen wie Husserl, Habermas, Adorno, etc., die einer hegelianischen Interpretation der Welt relativ nahestehen (vgl. Rüsens, 1976b).

¹⁰ So auch der Begriff der „genetischen Sinnbildung“, den Husserl in seinem Versuch eine „genetische“ Phänomenologie zu formulieren, verwendet (vgl. Becker, 2002, S. 212).

2.4. Studiengruppe „Theorie der Geschichte“ und Berlin (1972–1974)

Während Rüsens Aufenthalt in Braunschweig trat er in Bekanntschaft zu Historikern wie Werner Pöls, Jörg Calließ und Klaus Erich Pollmann, die ihn dazu ermutigten weiterhin über historische Fragestellungen nachzudenken (vgl. Sandkühler 2014, S. 263). Zur etwa gleichen Zeit hatte sich in der Geschichtswissenschaft auch ein Arbeitskreis *Theorie der Geschichte* etabliert, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, die „Legitimationskrise“ (Sandkühler, 2014, S. 263; Süßmuth, 1991, S. 23 f.) der Geschichtswissenschaft zu überwinden. Auf Antrieb von Theodor Schieder und Reinhard Wittram wurde diese Studiengruppe 1973 ins Leben gerufen und bemühte sich die theoretischen Grundlagen der Geschichtswissenschaft, in Bezug auf deren praktische Relevanz, zu manifestieren (vgl. Koselleck et al., 1977, S. 9; Süßmuth 1991, S. 21 f.).

Angesichts dieser konstatierten „Theoriebedürftigkeit“ (Koselleck 1977) der Geschichtswissenschaft taten sich Historiker wie Karl-Georg Faber, Reinhart Koselleck, Jürgen Kocka, Wolfgang J. Mommsen, Winfried Schulze, Karl Acham etc. zusammen und bemühten sich durch die Konstituierung einer Studiengruppe um eine Neumanifestierung einer theoretischen Geschichtswissenschaft:

Der Arbeitskreis „Theorie der Geschichte“ will dazu beitragen, daß diese Diskussion [über Theorieprobleme] in stärkerem Maße als bisher geführt wird. Es will also der systematischen Selbstreflexion der Geschichtswissenschaft ein geeignetes Forum schaffen. Die Mitglieder des Arbeitskreises waren sich darin einig, daß Ausgangspunkt und Ziel aller theoretischen Erörterungen der Geschichtswissenschaft selbst in ihrem praktischen Tun sein sollte, daß zur Klärung der heutigen Theorieprobleme ein kritischer Rückgriff auf die traditionell nachwirkenden Geschichtskonzeptionen, vor allem des späten 18. und 19. Jahrhunderts, notwendig sei. (Koselleck et al., 1977, S. 11)

Die Texte, die während der Aktivität im Arbeitskreis entstanden sind, lassen auf subtile Weise einige Divergenzen von Rüsens Überzeugungen zu denen der anderen Mitglieder vermuten. Rüsen trat dem Arbeitskreis gleich zu Anfang bei (vgl. Sandkühler, 2014, S. 265) und gab auch den ersten Band der Studiengruppe Objektivität und Parteilichkeit zusammen mit Reinhart Koselleck und Wolfgang J. Mommsen im Jahr 1977 heraus (vgl. Koselleck et al., 1977). Rüsen erzählt, dass er zum Arbeitskreis gekommen sei, da er zu Johann Gustav Droysen promoviert hatte und somit theoretisch gut gefestigt gewesen war (vgl. Sandkühler 2014, S. 265). Dass ihn der Diskurs in diesem Arbeitskreis in seinem wissenschaftlichen Denken geprägt

haben muss, kann sinnvollerweise behauptet werden, allerdings blieb er auch damals einer im Historismus geprägten Perspektive treu und trat dem sozialwissenschaftlichen Trend diesen zu „überwinden“ (Rüsen, 1974b) eher kritisch entgegen:

Da es nun wiederum das Erbe des Historismus ist, dessen Aufnahme sozialwissenschaftliches Denken zu historischem macht, können die politischen Implikationen des Historismus nicht einfach durch diejenigen ersetzt werden, die den Sozialwissenschaften auf dem Boden des westeuropäischen Liberalismus erwachsen. (Rüsen, 1974b, S. 285)

Rüsen kam schlussendlich 1972 an die Universität Berlin, an der er vorerst die Assistentzprofessur für Theorie am Institut für Geschichte übernahm und dann ein Jahr die Professur inne hatte. Rüsen erzählt, dass er nach Berlin kam, weil ein Mitglied des Friedrich-Meinecke-Institut in einem Telefonat mit Helmut Berding – ein Freund Rüsens, der Rüsens Erzählungen zufolge politisch links ausgerichtet war – erwähnt hatte, dass man den konservativen Jörn Rüsen nicht für eine Stelle in Berlin haben wolle, woraufhin Berding gedrängt haben soll, dass man „ihn gefälligst mal lesen sollte“, bevor man ihn als konservativ einstufe (vgl. Sandkühler, 2014, S. 267).

In Berlin blieb Rüsen nur zwei Jahre, bis er 1974 einen Ruf an die Ruhr-Universität Bochum bekam.

2.5. Schlussfolgerungen

Rüsens akademischer Werdegang, wie er hier kurz ausgeführt werden konnte, kann als Effekt eines Denkkollektivs einer „kritischen Generation“ gesehen werden: „haltlos - vaterlos - geschichts- und traditionslos“ (Hacke, 2006, S. 31). Dabei sei diese Generation von einem Pragmatismus durchdrängt worden, der neben seinem Verlangen nach einem „skeptischen und nüchternen Wirklichkeitssinn“ (Hacke, 2006, S. 31) auch eine Ablehnung des Kollektiven heraufbeschwur. So schreibt Jens Hacke in seiner Interpretation zu Schelskys Werk:

In ihrem „Konkretismus“ beschränke sie sich pragmatisch auf die überblickbare Lebenswelt und finde ihre Erfüllung im Privaten, in der Familie, in der Berufskarriere. Alles Kollektive werde sie ablehnen und, so prognostiziert Schelsky, „nie revolutionär“ werden, weil sie „unspekulativ“ und „gedanklich unaggressiv“, dafür hingegen tolerant sei. [...] Die „Zerstörung des moralischen Selbstbewußtseins“ und die dominante Erfahrung des Totalitarismus einschließlich seiner Massenzustimmung waren die entscheidenden Signaturen dieser Generation. Sie blieben Explanandum und negative Kontrastfolie zugleich. (Hacke, 2006, S. 31)

In Anbetracht dessen kann auch Rüsen nicht nur als jemand, der einerseits in der Zeitspanne zwischen 1920 und 1941 geboren (vgl. Hacke, 2006, S. 31), sondern auch andererseits durch gewisse theoretische Tendenzen, dieser Generation zugeschrieben werden. Da er sich in seinen frühen Arbeiten stark auf den Erfahrungsaspekt des Subjekts fokussierte und somit vorerst das Kollektive in der Diskussion auslässt bzw. den sozialen Aspekt nicht in den Mittelpunkt rückt, kommt er der *skeptischen Generation* sehr nahe. Ebenfalls kann der Fokus auf den Alltag, also die Wendung von einer wissenschaftsfokussierten Geschichte zu einem Erfahrungsgehalt des Historischen im Alltag, als typisches Merkmal erfasst werden. Es bleibt natürlich schwierig, Rüsen dieser Generationskategorie widerspruchslös zuzuordnen, allerdings enthält dieser Ansatz das Potenzial einer historischen Erklärung für Sichtweisen, die auch den Hintergrund des Rüsenschen Theoriegebäudes tiefer beleuchten können. Wie auch Heinz Bude es schildert, war diese Generation: „Zu jung, um ein Nazi gewesen zu sein, aber alt genug, um vom Nazi-System mitgeprägt worden zu sein“ (Bude, 1987, S. 30) und damit auf eine besondere Art und Weise, auch politisch, gezeichnet.

Aus diesem Teil der Arbeit heraus kann zu Rüsen geschlussfolgert werden, dass er in seinen frühen akademischen Jahren zwei akademische Krisen durchlebte: die der Philosophie und der Geschichtswissenschaft. Somit kann Rüsen als ein Protagonist im Zwischenraum verstanden werden, der durch seine philosophische, ge-

schichtstheoretische Ausbildung, die stark von einer hegelianischen, dem Historismus nahestehenden Interpretation der Welt geprägt wurde, und mit seinen theoretischen Entwürfen das junge, sich gerade konstituierende Fach der Geschichtsdidaktik in ihrer theoretischen Ausprägung nachhaltig formte.¹¹

Trotz dieser großen Prägekraft für die Theorie der Geschichtsdidaktik soll hier nicht der Anschein erweckt werden, dass Rüsens nur vor seiner Zeit in der Geschichtsdidaktik theoretisch und philosophisch geprägt wurde. Es gibt ausreichend Belege, dass es theoretische Auseinandersetzungen zwischen ihm und Geschichtsdidaktiker:innen gab (vgl. Sandkühler, 2014, S. 291 f.).

Es sind noch viele Fragen offen, die in diesem Arbeitsumfang unbeantwortet bleiben und dadurch auch die unterschiedlichen Inspirationsobjekte Rüsens nur man gelhaft historisch kontextualisiert darlegen konnten. Die Frage, mit welchem Rüsens man es denn aus ideengeschichtlicher Perspektive um 1974 zu tun hatte, nämlich zu jener Zeit, als er die Stelle in Bochum als Professor für Neuere Geschichte unter besonderer Berücksichtigung von Geschichtstheorie und Geschichtsdidaktik annahm, kann in diesem Band nur unter folgenden Gesichtspunkten beantwortet

¹¹ Weiters ist anzumerken, dass dieses Kapitel auch einige Punkte in Rüsens Geschichte nicht beleuchteten konnte. So ist seine Zusammenarbeit mit Hans Michael Baumgartner sicherlich ein Aspekt, der hier stark vernachlässigt wurde, und somit auch Rüsens Auseinandersetzung mit einer *transzendentalen Historik*. Schon 1972 erwähnt Hans Michael Baumgartner Rüsens Dissertation in seinem Werk „Kontinuität und Geschichte“, in dem er den Kontinuitätsbegriff bei Droysen anhand Rüsens Dissertation ausführte und ihn auch theoretisch kritisiert: „Da Rüsens seine Gesamtinterpretation nicht im Detail an den leitenden Begriffen der Historik ausarbeitet und verifiziert, konnte er nicht sehen, daß gerade die methodologisch zentrale Stellung des Kontinuitätsbegriffs die Grundzüge seiner Interpretation bestätigt“ (Baumgartner, 1972, S. 71). Da dieser Gesichtspunkt in vorliegender Publikation nicht als Hauptschwerpunkt bearbeitet werden soll, kann hier auch nicht tiefgreifend auf einen kantianisch geprägten Rüsens eingegangen werden, der in der geschichtsdidaktischen Sphäre durchaus Beachtung findet.

Ebenfalls konnte hier eine mögliche Beziehung Rüsens zu einem statisch-anthropologischen Ansatz, eine Richtung in den frühen geschichtsdidaktischen Kreisen, die vor allem von Wilhelm Dilthey, Jacob Burckhardt und dem Philosophen Hermann Nohl (1879–1960) geprägt wurde, nicht thematisiert werden. So schreibt Karin Herbst zwar, dass „der statisch-anthropologische Geschichtsunterricht [...] durch den statisch-normativen Geschichtsunterricht ergänzt oder auch ersetzt“ (Herbst, 1977, S. 60) wurde. Allerdings wurde auch hier schon nach 1945, „[...] die Forderung nach einer geschichtlichen Betrachtung gefordert, die den ‚duldenden, strebenden und handelnden Menschen‘ (Burckhardt) in den Mittelpunkt stellt [...]“ (Herbst, 1977, S. 55). Man könnte durch Jörn Rüsens begründen, dass dieser geschichtsdidaktisch statisch-anthropologische Ansatz nicht einfach verschwand und durch einen politisch aufgeladenen statisch-normativen Ansatz ersetzt wurde, der auch eine starke Kritik an den Historismus ausübt, sondern, dass dieser schlussendlich in der geschichtsdidaktischen Auslegung des Geschichtsbewusstseins präsent geblieben ist und somit in seiner Grundlage, als anthropologische Konstante versteckt, weiterhin das Denkensemble geschichtsdidaktischer Protagonist:innen geprägt hat.

Auch Rüsens Anlehnungen an Hayden Whites Erzähltheorie, die hier wiederum nicht angesprochen wurde, bleibt ein zu konkretisierendes Thema (Rüsens, 1983, S. 5). Die narrative Instanz des theoretischen Werkes Rüsens steht nicht im Fokus dieser Arbeit und gilt deshalb auch nicht als Untersuchungsobjekt.

werden: Nämlich mit einem Theoretiker, aus einem philosophisch hegelianisch geprägten Kreis, der eine an Droysen und Burckhardt anknüpfbare geschichtswissenschaftliche Dimension mitdachte und somit einem theoretischen Verständnis unterlag, das einer *phänomenologisch geprägten Subjekt- und Bewusstseinsphilosophie* nachging.

TEIL 3:

THEORETISCHE
UNTERSUCHUNGEN DER
*GRUNDZÜGE EINER
HISTORIK*

1. Epistemisch versus historisch?

Um den dritten Teil dieses Buches einzuleiten, sind einige Kommentare zur Vorgehensweise notwendig: Es stellt sich wohl als illusorisch heraus, dass man in wissenschaftlichen Arbeiten tatsächlich in der Lage sein kann, thematische Trennungen durchzuführen, so dass es praktisch möglich ist, die unterschiedlichen Dynamiken und Phänomene sprachlich zu erfassen und sie unabhängig voneinander zu analysieren.

Da dieses Wunschbild für die progressive Les- und Denkbarkeit theoretischer Überlegungen unabdingbar ist, muss auch in dieser Publikation eine Trennung zwischen epistemologischen und historischen Thematiken vorgenommen werden, die sich jedoch in unabhängigen Kategorien nicht tatsächlich entfalten. Erkenntnistheoretische Fragestellungen sind auch historische Fragestellungen (vgl. z. B. Albrecht et al., 2016, S. 140; 165), die an ihrem kontextuellen Gehalt hängen. Man möge daher den folgenden Teil des Bandes nicht unabhängig vom vorigen lesen, sondern die Entwicklung theoretischer Prämissen als Konsequenz historisch erfahrener und (re-)produzierter Wissensordnungen betrachten (vgl. Heuer, 2021, S. 36 ff.).

Ziel dieses Abschnittes ist es nicht primär den theoretischen Raum, in dem Rüsen selbst gedacht hat, zu konkretisieren, sondern tatsächlich auch die Möglichkeiten dieses Raumes zu untersuchen. Es kann nämlich innerhalb des Denkgebäudes, in dem Rüsens strukturelle Systematik als Grundlage und Voraussetzung herrscht, *gespielt* werden. Überlegungen, die sich an die vorgeschriebenen Regeln halten, welche von Rüsen in seinen theoretischen Modellierungen gesetzt wurden, können weitergeführt und auf ihre (theoretischen) Möglichkeiten hin ausgereizt werden. Daher sollen schlussendlich nicht nur grundlegende Merkmale seiner theoretischen Basis, sondern auch weitere Überlegungen und offene Fragen im Vordergrund der folgenden Ausführungen stehen.

2. Differenzierungen eines Denkkollektivs

Als Rüsen sein Studium der Geschichte begann, war, wie bereits ausgeführt, Theodor Schieder eine wichtige Instanz. Theodor Schieders Lehre war innerhalb der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft weit verbreitet. Er ist vor allem für seinen Versuch eine historische Sozialwissenschaft zu etablieren bekannt und betreute viele Forscher:innen, die sich auch später in der geschichtswissenschaftlichen Welt, insbesondere im Kontext der sogenannten Bielefelder Schule, einen Namen machten (vgl. Hitzer & Welskopp, 2010).

Für die vorliegende Publikation ist die Frage von Bedeutung, inwieweit Theodor Schieders Einfluss auf Jörn Rüsens Gedankengebäude prägend war? Welche theoretischen Grundannahmen gab Schieder dem studierenden Rüsen ex- und implizit mit? Eine erste Andeutung gibt Rüsen selbst:

Jacob Burckhardt war für Theodor Schieder einer der ganz großen Historiker. Sie können an mir feststellen, wenn Sie in mein Publikationsverzeichnis sehen, dass das gewirkt hat. Ich habe zwar eine völlig andere Burckhardt-Interpretation gehabt als Schieder. Aber das hat gewirkt. (Sandkühler, 2014, S. 260)

Jacob Burckhardt, ein Historiker des 19. Jahrhunderts, wurde vor allem für sein Werk *Weltgeschichtliche Betrachtungen* (vgl. Burckhardt, 1969) bekannt. Er gilt heute als wichtiger Kulturtheoretiker, dessen Arbeiten viele, insbesondere auch Rüsen, im Denken beeinflussten. Allein durch die Publikationen über und die Verweise auf Jacob Burckhardt können plausible Argumente für die Prägekraft des Burckhardtschen Denkstils gefunden werden, die es möglich machen, sich einer epistemischen Kontextualisierung der Grundzüge zu nähern (vgl. Rüsen, 1972; 1977; 1978). Wie bereits erwähnt, ist Burckhardt in der Nachkriegszeit zu einer wichtigen Referenzfigur geworden. Da Burckhardt von Friedrich Meinecke und auch Theodor Scheider als Grundtheoretiker und als überlegen zu Ranke gegenüber aufgefasst wurde, wurden Interpretationen der Werke Burckhardts zu einem wichtigen Bestandteil geschichtsphilosophischer und -theoretischer Forschungen in der Nachkriegszeit, die wiederum Rüsen selbst als Zeit eines „erneuerte[n] Historismus“ (Rüsen, 1990, S. 57 f.) beschrieb.

Obwohl aus dem zitierten Interview nicht direkt geschlussfolgert werden kann, welche theoretische Rolle Burckhardt genau in Rüsens Historik spielt, kann ein von Schieders Burckhardt-Interpretation geprägtes Gedankengut in seinen Werken erahnt werden; nämlich in der Begründung einer von ihm so genannten „historischen Anthropologie“ (Rüsen, 1986, S. 163). Rüsen fundiert den Sinn bzw. besser

gesagt den Spielraum seiner Geschichtstheorie nämlich in der Sphäre des „duldenden, strebenden und handelnden Menschen, wie er ist und immer war und sein wird“ (Rüsen, 1986, S. 57). Jacob Burckhardt vertritt in seinen Werken eine besondere Anschauung des Menschen und ergründet eine Form der historischen Auslegung des Menschseins. Er schreibt in seinen Betrachtungen:

Allein der Geist ist ein Wühler und arbeitet weiter. Freilich widerstreben diese Lebensformen einer Änderung, aber der Bruch, sei es durch Revolution oder durch allmähliche Verwesung, der Sturz von Moralen und Religionen, der vermeintliche Untergang, ja Weltuntergang kommt doch. Inzwischen baut der Geist aber etwas Neues, dessen äußeres Gehäuse mit der Zeit dasselbe Schicksal erleiden wird. [...] Die Wirkung des Hauptphänomens ist das geschichtliche Leben, wie es tausendgestaltig, komplex, unter allen Verkappungen, frei und unfrei daherwogt [...]. Das Wesen der Geschichte ist die Wandlung. (Burckhardt, 1969, S. 8, 26)

In Jacob Burckhardts Werken wird also nur eine Sache als Konstante angenommen: *die Wandlung selbst*. In diesem Ansatz finden wir den ersten Hinweis auf eine mögliche theoretische Grundlage, die Rüsen auch in seinen Grundzügen weiterverwendet und reformuliert.

Im Einführungswerk *Geschichte als Wissenschaft* geht auch Theodor Schieder, über den Rüsen wohl mit den oben ausgeführten Ideen in Kontakt trat, auf Jacob Burckhardt ein und beschreibt ebenfalls, dass Burckhardt in der Geschichte eine Konstante sah, also einen Faktor, der in der Natürlichkeit des Menschen beheimatet ist und einem somit erlaubt von einer Kontinuität, von einem gewissen Gleich-Sein des Menschen durch die Zeit auszugehen: wiederum die Sphäre des „duldenden, strebenden und handelnden Menschen, wie er ist und immer war und sein wird“ (Schieder, 1965, 96). Darin manifestiert sich die Grundprämisse Rüsens theoretischer Arbeit. Für ihn ist alles andere relativ, wandelbar, unfassbar, etc., aber der Weg in die menschliche Natur bzw. in den menschlichen Geist erlaubt es Theorien zu formulieren, die auf etwas Festes zurückgeführt werden können: nämlich die Art und Weise, das Wie der menschlichen Deutung seines Lebensumfeldes (vgl. z. B. Rüsen, 1983, S. 49, 85; 1986, S. 71 ff.)

Um dies verstehen zu können, ist anzumerken, dass Rüsen die Schriften Burckhardts zwar primär durch Theodor Schieder kennengelernt hat, jedoch eine „völlig andere Burckhardt-Interpretation“ (Sandkühler, 2014, S. 260) entwickelt hatte.

Es ist eine klare Trennung zwischen Rüsens Auslegung einer Konstanten und etwa dem sozialgeschichtlichen Fokus der Bielefelder Schule, welche wiederum durch den Schieder-Schüler Hans-Ulrich Wehler stark geprägt wurde, zu erkennen. Jürgen Kocka schreibt zum Beispiel in einer Vorbemerkung der Zeitschrift *Geschichte*

und Gesellschaft, dass man sich am Historikertag von 1984 um eine Formulierung einer „anthropologischen Dimension in der Geschichte“ bemühte, und mit dieser sei „[...] weniger das Interesse an sich durchhaltenden Konstanten des menschlichen Wesens als vielmehr der Versuch gemeint, sich mit den neuen erfahrungs- und lebens-, kultur- und bedeutungsgeschichtlichen Angeboten und Herausforderungen auseinanderzusetzen“ (Kocka, 1984, S. 293).

Für Kocka bzw. für die Bielefelder Schule, zu der sich Rüsen trotz der Prägung durch Schieder nicht zugehörig verstand, war es nicht die Aufgabe im Menschen selbst eine Konstante auszumachen bzw. die mentalen Dynamiken historischen Wissens zu analysieren. Eher hatte die Bielefelder Schule zum Ziel, ein strukturelles sozialanalytisches Instrument in die Geschichtswissenschaft zu bringen, das in der Lage wäre Anschauungs-, Handlungs- und Verhaltensstrukturen (vgl. z. B. Untersuchung bei Nipperdey, 1977, S. 296) ersichtlich zu machen und zu analysieren (vgl. Wehler, 1973, S. 29). Beruhend auf Theorien von Eric Hobsbawm, Emile Durkheim und Max Weber sah sie in der Fusion von Soziologie und Geschichtswissenschaft eine Möglichkeit, eine Richtung zu ergründen, die gleichzeitig eine „[...] hermeneutische Wissenschaft, die Handlungen und Ausdrücke auf ihren Sinn hin versteht und aneignet, und [...] eine analytische Wissenschaft [ist], die menschliches Handeln nach Gesetzen kausal erklärt“ (Nipperdey, 1977, S. 308).

Rüsen geht, und das macht ihn vielleicht auch besonders, einen eigenen Weg. Er setzt den Fokus in seiner theoretischen Arbeit auf die allgemeine Fragestellung nach dem *Sinn der Geschichte* (vgl. z. B. Rüsen, 1983, S. 7, 25 ff.) und versucht diesen primär in der menschlichen Psyche (vgl. z. B. Rüsen, 1986, S. 102; 1989, S. 95 f.) zu ergründen. Für ihn steht der Mensch in seiner *inneren Dimension*, das heißt als aktiver Verfasser und gleichzeitig Erfahrender von Wirklichkeiten, im Mittelpunkt aller historischen Phänomene. Im Unterschied zur Bielefelder Schule baut Rüsen auf eine dem Historismus verhaftete Überzeugung auf, die nicht die systematische Formulierung von sozialen Strukturen zum Ziel hat, sondern die Konstante in der Gesetzmäßigkeit des Denkens, des *Seins*, des *Geistes* sieht (vgl. z. B. Rüsen, 1974b; 1983, S. 20 ff.). Rüsen versucht also keine Struktur im Außenbereich des menschlichen *Seins* zu finden, sondern im Inneren (vgl. z. B. Rüsen, 1983, S. 79 f.). Er fokussiert sich daher auf die Psyche, die er zum Untersuchungsgegenstand macht und sie in ihrer systematischen Form zu erfassen versucht (vgl. z. B. Rüsen, 1983, S. 24 ff.). Das „System des Geistes“ (Nipperdey, 1977, S. 297) ist in Rüsens Augen daher primär eine Frage nach der Systematisierung des Inneren, die auch zu einem äußerlichen Handeln führen kann (vgl. z. B. Rüsen, 1983, S. 128 f.).

Das Spielfeld bzw. die Einheit der historischen Erfahrung ist für Rüsens Theorie daher der „duldende, strebende und handelnde Mensch“ (Rüsens, 1986, S. 57). Im Zuge der Begründung einer theoretisch-historischen Anthropologie, bzw. im Versuch, die Frage zu beantworten, was genau den geschichtlichen Charakter des Menschen und seiner Welt ausmacht, verwendet Rüsens die Burckhardt-Perspektive und die Phrase des „menschlichen Leidens und Handelns“ (Rüsens, 1983, S. 49). Für ihn tritt Menschheit - und zwar im ureigensten Sinne der Existenz, des Menschseins -

[...] als eine solche Gattungsbestimmung dann nicht in der Form einer gegenständlichen Geschichte auf, die (unmenschlich) ihre Partikularität als Allgemeinheit der Gattung ausgibt; sondern sie wird als konstitutiver Faktor des menschlichen Handelns und Leidens dort angesiedelt, wo es in seiner zeitlichen Bewegtheit von sich aus Sinn produziert. (Rüsens, 1986, S. 60)

Für Rüsens ist der Mensch ein sinnbildendes Wesen, was für ihn auch heißt, dass Menschen ihre Erfahrungen im Sinne von Zeitstrukturen (für die Gegenwart orientierend, zukunftsweisend) deuten. Der Mensch ist bei Rüsens kein Gegenstand, keine Verdinglichung, sondern eine grundlegende Dynamik mentaler Strukturen, die Sinn produzieren. Das Herz der menschlichen Existenz sind für ihn keine ersichtlichen Praktiken oder Objekte, äußerlich beobachtbaren Merkmale, sondern grundlegende innermenschliche Formationen, die nicht als abgeschlossene Entität, sondern in einem dialektischen Verhältnis zueinander stehen.

Dieser Ansatz unterscheidet Rüsens von einer sozialstrukturellen Auslegung der Geschichte, die innerhalb der Bielefelder Schule angestrebt wurde. Rüsens Ansichten sind zu stark von einer vom Historismus geformten Betrachtung auf Geschichte geprägt worden, die nicht primär auf eine verallgemeinerte Systematisierung sozialer Praktiken zielt, sondern ihren Fokus vor allem auf die inneren Dimensionen des Menschen richtet, der eben vor allem *duldet, strebt* und aber auch *handelt*.

Dies unterscheidet ihn ebenfalls von den von Max Webers Werken geprägten Bewegungen der 1960er-Jahre, die eine Aufwertung der Aufklärung und eine Geschichtswissenschaft „jenseits des Historismus“ (Mommsen, 1971) etablieren wollten. Rüsens schrieb rückblickend in den 1990er Jahren selbst zu diesen Gruppierungen:

Die Aufklärung erschien als ein Stück unabgegoltener, also zukunftsträchtige Tradition wissenschaftlicher Rationalität, die der Historismus unausgeschöpft gelassen, verstellt oder gar unterdrückt hatte. Den neuen Orientierungsbedürfnissen, die der erwähnte tiefgehende kulturelle Wandel in der Bundesrepublik erzeugt hatte, wurde durch ein neues Geschichtskonzept entsprochen, in dem es nicht mehr primär um die kulturschöpferische Potenz des menschlichen Geistes auf der Ebene absichtsvoller

Handlungen, sondern um die Wirkung struktureller Handlungen auf das menschliche Handeln und um eine Dimension zeitlicher Veränderungen des Menschen und seiner Welt ging, die dem absichtsvollen Handeln bestimmend voraus- und zugrundeliegt. (Rüsén, 1990, S. 62 f.).

Rüsens theoretisches Konzept lässt sich nur schwer in eine strukturelle Handlungstheorie integrieren, die die innere Dimension, also das Absichtsvolle an der Handlung, an zweite Stelle setzt. Ihm bleibt das Innere das Bedeutende, das „Wirkliche“ (Rüsén, 1986, S. 86), die Absicht, bzw. der Sinn selbst:

Es geht bei „der“ Geschichte eben nicht um einen dinglichen Sachverhalt, der in seiner Gänze erkennend ausgemessen und bestimmt werden könnte. Geschichte so zu denken, setzte einen absoluten Standpunkt zu ihrer Betrachtung voraus, von dem nicht dargelegt werden kann, ohne nicht zugleich die innere zeitliche Dynamik der menschlichen Lebenspraxis aus den Augen zu verlieren, um deren erkennende Bewältigung es doch gerade geht. (Rüsén, 1986, S. 52 f.)

Unter Beachtung dieser theoretischen Prämisse soll nun die weitere Analyse der Grundzüge Rüsens durchgeführt werden. Der *Konstante* bzw. dem *Festen* an Rüsens Grundzügen liegt eine anthropologische Vorstellung der Welt und des Menschseins zugrunde, die sich vor allem in Sphären der Phänomenologie zu einem konsistenten Konzept ausbauen lässt. Diese Annahme, die wiederum sehr wohl kritisiert und hinterfragt werden kann, soll als grundlegender Bestandteil Rüsens theoretischen Werkes gelten, der die Möglichkeit der weiteren Argumentationen bedingt.

Es ist allerdings nicht die einzige Konstante, die sich in Rüsens theoretischem Werk behauptet. Es äußert sich auch ein grundlegendes Bedürfnis, welches Rüsén als *Orientierungsbedürfnis* bezeichnet, das die Absichten des menschlichen Handelns und Leidens sinnbildend, das bedeutet lebenspraktisch anknüpfend (vgl. Rüsén, 1983, S. 50 f.), zu organisieren versucht. Die Orientierung als grundlegendes Bedürfnis und in dieser Hinsicht als Voraussetzung eines Lebensdranges enthüllt sich in diesem Sinne als eine weitere Konstante, welche die Richtung eines absichtsvollen Handelns und Leidens grundlegend prägt (vgl. Rüsén, 1983, S. 49 ff.).

Außerdem kann diese anthropologische Konstante in ihrer theoretischen Interpretationsmöglichkeit als dynamischer und anpassungsfähiger verstanden werden, als sie auf den ersten Blick vielleicht erscheint. Es beschränkt sich nämlich die theoretische Formel, bzw. die Beschreibung des menschlichen Daseins und sein Wirken, nicht in einer Idee des *duldenden, strebenden und handelnden Menschen* alleine, sondern ist ebenfalls ein fast schon dialektisches Spiel zwischen einem *Tun und Sein*,

zwischen einem *Handeln und Leiden*, welches sich im folgenden Kapitel als Grundlage einer Phänomenologie¹² entfalten lässt, die das Zwischenspiel von *Subjekt und Objekt* als geistige Substanz und somit auch als Kernpunkt des menschlichen Bewusstseins darlegt.

Die Untersuchung Rüsens theoretischen Werkes unter diesen Bedingungen kann selbstverständlich als Überinterpretation der theoretischen Grundlagen seiner Werke betrachtet werden, da diese Betrachtung Gefahr läuft, die theoretischen Grundlagen über ihre Manifestation hinaus zu interpretieren, weil sie oft nur sekundär von Rüsen sprachlich dargelegt und argumentiert wurden. Diese Arbeit vertitt jedoch die These, oder will dieser zumindest nachgehen, dass die theoretischen Voraussetzungen der frühen Historik auch ein „stilles Wissen“ (Polanyi 1966) bedingen, das für die Einzelperson bzw. für den Autor, vor allem im späteren Wirken, oft nicht mehr als erklärbungsbedürftig angesehen wird. Die historische und epistemologische Kontextualisierung ermöglicht jedoch ein gewisses Weiterdenken innerhalb der vorgeschriebenen Grenzen und gibt Raum, die Voraussetzungen der Schlussfolgerungen aus einer Sichtweise zu analysieren und zu kritisieren, die nicht fremdbestimmt, also aus „fremder“ nicht anknüpfbarer Provenienz stammt und somit theorieintern anschlussfähig ist (vgl. Albrecht et al., 2016; Daston, 1994).

Die Grundzüge der Historik werden in diesem Sinne aus einer historisch-epistemologischen Betrachtungsweise analysiert, die den Raum öffnet, die philosophischen und historischen Voraussetzungen eines solchen Denkschemas anhand der Idee, dass die Autor:innen eine logische Konsistenz und eine gewisse theoretische Widerspruchsfreiheit angestrebt haben, in den Blick zu nehmen und zu analysieren (vgl. Albrecht, 2016; Chang, 2012).

¹² Ich verwende in diesem Buch eine sehr breite Darlegung des Phänomenologiebegriffs, der nicht grundlegend auf die Werke von Husserl begrenzt ist. Eher soll mit *Phänomenologie* die Sichtweise betont werden, dass es insofern „[...] keine Trennung von einer Welt-an-sich auf der einen Seite und subjektiven Erscheinungen und Abbildungen davon auf der anderen Seite [gibt]: Die Welt, die wir erfahren, ist die einzige, d. h. ein und dieselbe Welt“ (Wehrle, 2022, S. 8). Ebenfalls soll der Begriff „Phänomenologie“ auf die in der hegel'schen Verfassung beschriebene Versuch betont werden, *Geist* als System aufzufassen: „Daß das wahre nur als System wirklich oder daß die Substanz wesentlich Subjekt ist, ist in der Vorstellung ausgedrückt, welche das Absolute als Geist ausspricht, - der erhabenste Begriff und der der neueren Zeit und ihrer Religion angehört“ (Hegel, 1986, S. 28). Rüsen, und das muss hier auch betont werden, ist *kein strenger Phänomenologe*: es bedingen nur seine Ausführungen eine theoretische Herangehensweise, die philosophisch betrachtet sehr *phänomenologisch* wirken. Die Arbeit möchte daher nur auf eine Grundeigenschaft in Rüsens Schriften verweisen, die sich zwar an manchen Grundregeln einer philosophischen Phänomenologie hält, jedoch, wie wir in den folgenden Ausführungen sehen werden, *nicht rein phänomenologisch* bleibt.

3. Die Theoretisierung formaler Merkmale

3.1. Vom Dynamisieren und Abstrahieren

Rüsens Erarbeitung einer Historik, bzw. sein theoretischer Zugang, ist in vielen Hinsichten von seiner philosophischen Lektüre geprägt worden. Es scheint vielschichtig das Ziel philosophischer Argumentationen und theoretischer Überlegungen nach einem hegelianischen Verständnis zu sein, zu versuchen, jedem starren Begriff, eine Dynamik oder sogar eine Dialektik zu verleihen (vgl. z. B. Largier & Lembke, 2022). Das bedeutet, dass Kategorien bzw. theoretische Konzepte vor allem nicht als feste Phänomene, sondern als sich *in sich bewegende Erscheinungen* sprachlich dargelegt werden sollten, die die Komplexität ihrer Verhältnisse und Prägungen stringent erfassen können. Auch Rüsen geht in den Grundzügen diesen theoretischen Weg. Er umgeht die Problematik einer solchen Ausführung in einen beliebigen Relativismus zu verfallen¹³, indem er die *Historik* als Bestimmungsfaktor für die Methode und den Bezugsrahmen der historischen Forschung enthüllt und die „außerwissenschaftliche Lebensregelung“, nämlich die „praktische Funktion der historischen Erkenntnis“ (Rüsen, 1976b, S. 41) als Sinn- und Bedeutungsfaktor heranzieht, der auf eine gewisse Ordnung zurückführt. Rüsen hat es damit in seinem Werk darauf abgesehen, zu versuchen eine „systematische Darstellung“ (Rüsen 1983, S. 22) durchzusetzen, die eine normative Theorie historischer Erkenntnis in Frage stellt und an ihrer Stelle eine dynamische Orientierungsfunktion in den Vordergrund rückt.

Die Grundzüge selbst beginnen mit einer Kritik an der Arbeitsweise von Geschichtswissenschaftler:innen, die historische Erkenntnis als ein Aufzählen von Ergebnissen historischer Forschung verstehen (vgl. Rüsen, 1983, S. 23 f.). Hier ist die Kritik an einer wissensorientierten Geschichtswissenschaft und Geschichtsdidaktik erkennbar, die versuchen, historisches Wissen als festes Konstrukt zu vermitteln. Für Rüsen, der es sich selbst zur Aufgabe gemacht hatte eine Geschichtswissenschaft als Reflexionswissenschaft zu etablieren, liegt die Reflexion nicht in der Ansammlung von Wissen, sondern in einem *Geisteszustand*, der sich der komplexen Dynamik von mentalen Prozessen in seiner Auseinandersetzung mit Vergangenheiten bewusst ist (vgl. Rüsen, 1983, S. 21 ff.). Das bedeutet, dass für Rüsen nicht die Fakten oder Jahreszahlen das Ausschlaggebende an der historischen Forschung sind. Auch nicht die Geschichtsschreibung, die sich immer wieder verändert, sondern die Frage danach, wie die Informationen, die aus den historischen Erzählungen über

¹³ Siehe dazu auch moderne Ausführungen in z. B. Rüsen, 2017.

die Vergangenheit kommen, an eine praktische Lebenswelt anschlussfähig gemacht werden (können) (vgl. Rüsen, 1983, S. 24 f.).

Es sollen in diesem Sinne die Erkenntnisse der Geschichtswissenschaft nicht encyklopädisch aufgezählt werden. Eher versucht Rüsen anhand einer „Abstraktionsleistung“, die in der Lage sei, die „[...] Fülle und Unübersichtlichkeit alles dessen, was die Geschichtswissenschaft produziert und in dem sie sich darstellt [...] auf das Wesentliche, das Allgemeine, Elementare und Fundamentale hin [...]“ (Rüsen, 1983, S. 23) zu reduzieren, den Sinn historischer Erkenntnis darzulegen. Für Rüsen ist die Frage nach dem Wesentlichen, dem Allgemeinen, eine Frage nach den tiefsten Motivationen des Menschen, sich mit *historischen* Themen überhaupt auseinanderzusetzen. Für Rüsen steht der Sinn von Geschichtserzählungen, das heißt die nützlich-funktionale Einordnung von vergangenen Ereignissen im Gedächtnis des Menschen und der Lebenspraxis im Vordergrund, der seiner Überzeugung nach zwingend vorhanden sein muss, da sonst der Mensch das Bedürfnis nicht hätte, nach dem Vergangenen zu fragen (vgl. Rüsen, 1983, S. 26 ff.). In Rüsens theoretischer Perspektive ist die Frage nach dem Sinn der Geschichte niemals eine Frage, die außersubjektiv beantwortet werden könnte, sondern deren Antwort immer nur im Denken und Sein des singulären, gegenwärtigen und gesellschaftlich bedingten Menschen zu finden ist:

Die Metapher ‚Verfassung‘ sagt, woraufhin der Erkenntnisreichtum, die Methodenvielfalt und die Darstellungsfülle der Geschichtswissenschaft reduziert werden muß, damit diese als ein fachliches Ganzes in den Blick gerät: auf die Prinzipien und Regeln des historischen Denkens, die in der Gesamtheit aller Operationen der historischen Erkenntnis einen analogen Stellenwert einnehmen wie das Grundgesetz im Rechtssystem unserer Gesellschaft. (Rüsen, 1983, S. 23–24)

Dieser Punkt, also diese Vorstellung auf eine allgemeine Erkenntnis hin zu arbeiten bzw. die ganze Geschichtswissenschaft auf grundlegende Regeln des historischen Denkens, das heißt also auf die mentale Auseinandersetzung mit historischen Themen hin zu reduzieren, bringt Rüsen zu einer Abstrahierung und Dynamisierung grundlegender Motivationen und Aspekten der Geschichtsforschung. Der Fokus auf das Denken verleiht der Auseinandersetzung mit historischen Themen eine menschlich-subjektive Instanz, die den theoretischen Blick vollständig auf Bedürfnisse, mentale Operationen und lebenspraktische Anknüpfungspunkte lenkt (vgl. Rüsen, 1983, S. 48; S. 130 f.).

Rüsen schafft es mit seinem Versuch die mentale Welt in ihrer kleinsten Form, d.h. in ihrer kleinsten erlebbaren Beschaffenheit anschaulich zu machen, den Blick auf

die leere Lücke zwischen Binaritäten, zwischen Objekt und Subjekt, zwischen *Handeln und Leiden*, zwischen *Tun und Sein* zu richten und vermittelt so ein analytisches, dynamisches Bild von Erfahrungsprozessen des Subjekts in der Auseinandersetzung mit der für das Subjekt erlebbaren Welt.

Das bedeutet zwar, dass Rüsen einerseits das Subjekt selbst in den Fokus stellt, jedoch nicht bei einer radikalen Subjektivierung verweilt. Der Fokus auf mentale Prozesse schließt nicht ein, dass diese mentale Auseinandersetzung des Subjekts mit historischen Themen individualistisch bleibt. Die anthropologische Konstante, die im letzten Kapitel beschrieben wurde, gibt dem Fokus auf das Denken und Handeln eine kollektive Dimension. Für Rüsen, der eben auch an interkulturellen und trans-temporären Themen interessiert war, gab es eine wichtige Gemeinsamkeit – nämlich das *Menschsein* (vgl. z. B. Rüsen, 1989, S. 99; Van Reeth, 2022). Und dieses Menschsein lässt sich durch die allgemeine Strukturierung vom menschlichen Denken und Handeln ersichtlich machen. Die soziale Komponente liegt daher einerseits in der gemeinsamen Fähigkeit des Menschen zum Handeln und Leiden bzw. kann andererseits, auf eine Idee eines gemeinsamen Bedürfnisses nach Orientierung im Handeln und Leiden zu finden abstrahiert werden:

Dieser Ausgangspunkt liegt bei den Bedürfnissen des Menschen nach einer Orientierung seines Handelns und Leidens in der Zeit. Von diesen Bedürfnissen her lässt sich die Geschichte als Wissenschaft gleichsam aufbauen, d.h. verständlich machen als Antwort auf eine Frage, als Lösung eines Problems, als (geistige) Befriedigung eines (Orientierungs-) Bedürfnisses. (Rüsen, 1983, S. 24)

Das Orientierungsbedürfnis, eine Konstante, die jegliche Grundlage des Handelns und Leidens bestimmen sollte, ist ein grundlegendes theoretisches Konzept in Rüsens Ausführungen. Im folgenden Abschnitt sollen die Dimensionen dieses Orientierungsbedürfnisses ersichtlich gemacht werden, wobei vor allem Bezug auf die Sphären des menschlichen Handelns und Leidens genommen wird, um Rüsens theoretische Realitätsbetrachtungen ersichtlich zu machen.

3.2. Orientierung und metaphysische Spekulationen

Alle Motive sich mit (historischen) Fragestellungen der Welt zu befassen, sind auf ein *lebensnotwendiges Orientierungsbedürfnis* zurückzuführen (vgl. Rüsen 1983, S. 18 f.). Diese Annahme bestimmt für Rüsen die dynamische Grundlage der menschlichen Betrachtung und geistigen Verinnerlichung der eigenen Lebenswelt (vgl. Rüsen, 1983, S. 24 ff.).

Es stellt sich bei Rüsens die Frage, was zu so einer Erlebbarkeit der Welt führt bzw. welche Instanz im Menschen diese geistige Wirklichkeit am Leben erhält und uns bewegt. Was gibt der geistigen Erfahrung, die oft auch eine vor allem affektive Begegnung mit der Welt ist und zum Beispiel in Leidenschaft und Trauer erlebbar wird, diesen erfahrungsreichen Charakter? Für ihn ist er ein Effekt des Orientierungsbedürfnisses. Für ihn erklärt das Orientierungsbedürfnis, welches nicht nur als einfache Lustinstanz verstanden (vgl. Rüsens, 1983, S. 51), sondern vielmehr als fast schon qualvolle Voraussetzung des menschlichen Geistes gesehen werden soll, jegliche, sei es bewusste oder unbewusste, mentale Einordnung und Zuschreibung der erlebbaren Welt.

Rüsens verwendet den Begriff des Orientierungsbedürfnisses in der Form, die es als theoretische Voraussetzung, als Prämisse jeglicher weiterer Begründung darlegt; und diese wiederum auch mit einem grundlegenden Interesse an historische Erkenntnis in Verbindung setzt (vgl. Rüsens, 1983, S. 26). Der Begriff der Orientierung wird in der phänomenologischen Sphäre z. B. als eine Reflexionsinstanz betrachtet,

[...] die ein Subjekt vollbringt, wenn es sich dessen vergewissert, daß es in verschiedenen theoretischen und praktischen Kontexten, in wechselnden Beziehungen zu Menschen, Dingen und Sachverhalten lebt. [...] Die handelnden Subjekte sind mit wechselnden äußereren Bedingungen konfrontiert. [...] Die der Reflexivität immanente Orientierungsleistung liegt darin zu realisieren, daß verschiedenen Kontexten verschiedene geistige Einstellungen entsprechen. (Rinofner-Kreidl, 2003, S. 348)

In der Phänomenologie ist der Begriff der Orientierung vor allem auf seine Reflexionsfähigkeit beschränkt, die der Erkenntnis eines Subjektes entspricht, das sich seiner Beeinflussungsfaktoren bewusst ist und sich die Komplexität von Praktiken und theoretischen Kontexten vor Augen führen kann. Sie entspricht daher einer Art Erkenntnis über die eigenen Bedingungen und Möglichkeiten, über die eigene Positionierung im Raum bzw. die Voraussetzungen dieser Positionierung.

Der Begriff der Orientierung in Rüsens Werk unterscheidet sich allerdings grundlegend davon. Rüsens sieht im Begriff der Orientierung nicht nur eine Tätigkeit, die zu einem reflektierten Habitus führen kann, sondern sie ist für ihn vor allem ein tiefes innerliches Bedürfnis, das jedes Handeln und Denken *leitet* und *definiert* (vgl. Rüsens, 1983, S. 25 ff.). Das Orientierungsbedürfnis ist in diesem Sinne, im Gegensatz zu der phänomenologischen Auslegung, welche sich hauptsächlich auf den Erfahrungscharakter des Orientierens selbst bezieht, eine *Voraussetzung*, eine *Prämisse*, die jegliche Aktivität des mentalen Zuordnens und praktischen Tuns bedingt. Dadurch, dass auf diese Art und Weise argumentiert wird, erkennt man in Rüsens These, im Versuch einen Ursprung für jegliches Denken und Tun zu definieren,

eine metaphysische Spekulation (vgl. z. B. Ziegler, 2014), die vorerst gegen eine phänomenologische Ausrichtung spricht. Die Phänomenologie nämlich bleibt in ihrer Untersuchung streng der Erforschung der Phänomene selbst verhaftet und fokussiert sich in ihrer Analyse vor allem auf die Charakterisierung des Erscheinens:

Sie (die Phänomenologie) untersucht die Art und Weise, wie uns etwas erscheint. Sie interessiert sich für die Entsprechung („Korrelation“) zwischen den durch die Natur der jeweiligen Gegenstände vorgegebenen Erscheinungsweisen einerseits und den im Wesen von Bewußtsein liegenden Formen des Sich-auf-Gegenstände-Beziehens andererseits. (Rinofner-Kreidl, 2003, S. 348 f.)

Rüsens jedoch setzt eine grundlegende Bedürfnisstruktur für alle Aktivitäten voraus. Kurz: Er bestimmt eine psychologische Konstante, die zu einer Charakterisierung des Subjekts bzw. zu einer Vorannahme über die Art und Weise, wie es die Welt deutet, führt. Diese Darlegung bleibt nicht in der Sphäre des Erlebens, sondern bestimmt eine Ursprungsinstanz, die nicht die Erfahrung selbst, so wie in der Phänomenologie, sondern das menschliche Lebewesen als solches in seiner Definierbarkeit bestimmt (vgl. Habermas, 1988, S. 38 f.).

Trotz der möglichen Kritik an dieser metaphysischen Spekulation Rüsens in einer Zeit, in der die Metaphysik als überwunden bzw. „erneuert“ (Habermas, 1988, S. 35) galt, ist der Begriff des Orientierungsbedürfnisses nicht in seiner Kraft der Auslegung zu unterschätzen. Wie anfangs erwähnt, ist die Idee der Orientierung selbst eine sehr offene, die das Verlangen nach einer gewissen Ordnung bzw. Positionierung in der Welt zum Ausdruck bringt. Die strukturelle Charakterisierung dessen bleibt Großteils offen. Die Grundlage bleibt *dynamisch*.

Was bedeutet es nun, eine dynamische Grundlage für eine theoretische Darlegung zu haben? Der Begriff der Orientierung ist stark mit dem Begriff des Sinns verbunden, das heißt, dass das Orientierungsbedürfnis dann zum Tragen kommt, wenn es die Möglichkeit gibt, aus einer Erfahrung einen sinnvollen, das heißt *einen lebenspraktisch orientierungsfähigen* Gehalt zu extrahieren (vgl. Rüsens, 1983, S. 60). Die Frage nach einer Orientierungsfähigkeit ist eine qualitative, die zum Beispiel in der Diskussion des Narrativs eine grundlegende Rolle spielt (vgl. Rüsens, 1989, S. 7 ff.). Der Begriff der Orientierung ist in seinem Ausdruck bzw. in seiner Definition eine interpretationsreiche Kategorie, die vorerst nur die formale Voraussetzung eines subjektiven Einordnens bestimmt. Wenn wir davon sprechen, dass uns ein Orientierungsbedürfnis innewohnt, also dass wir ein Grundbedürfnis haben, Erlebnisse, Erscheinungen bzw. Phänomene, die mit uns in Berührung kommen, mental und lebenspraktisch einzuordnen, dann beschreibt dieses Orientierungsbedürfnis

nichts anderes als die Abstraktheit einer mentalen Operation von Deutungen (vgl. Rüsen, 1983, S. 48). Der Begriff ist in diesem Sinne ein dynamischer Begriff, da das Wort der Orientierung inhaltlich, also qualitativ, nur in seiner Individualität, Anwendbarkeit bzw. in seinem Funktionscharakter bestimmbar ist.

Wenn die Annahme vertreten wird, dass der Mensch primär am Leben bleibt (vgl. Rüsen, 1983, S. 24), weil er in der Lage ist, die Welt, die ihm begegnet, d.h. die Welt, die der Mensch aus seiner Perspektive betrachtet, nur dann sinnvoll, d. h. sodass es für die Lebenspraxis mental und handelnd anwendungsfähig wird, wahrnimmt, dann wird in diesem Sinne jegliche mentale Einordnung von weltlichen Erfahrungen, die vom Individuum auch eben in kollektiver Weise praktiziert wird, *psychologisiert*. Diese Denkweise geht nicht davon aus, dass jedes Erlebnis ein rein mentales Konstrukt ist; da das Erlebnis in der Betrachtung auf die Welt eingebettet ist. Die Welt, die uns erscheint, ist eben nicht ein reines Objekt, sondern vor allem eine Welt, die *durch die Begegnung mit ihr*, als Realität in Bezug zum Objekt erfahrbar wird. Erfahrbar in dem Sinne, dass wir einerseits körperlich, aber auch mental mit ihr indirekt in Berührung kommen und zu ihr eine Geschichte erzählen bzw. sie kategorisieren, ein- und zuordnen können. Das Objekt, das wir betrachten, ist auch immer ein Objekt, das mit uns zu tun hat. Die dynamische Auseinandersetzung bzw. die Lücke zwischen Subjekt und Objekt, der *Zwischenraum*, wenn man es so nennen will, ist das *Reale*, bzw. die *Wirklichkeit*, die wahrlich zählt in Rüsens Theoriegebäude.

Rüsen kommt aus einer philosophischen Richtung, die vor allem die Erfahrung des Subjekts in ihrer Erlebbarkeit als reale, oder zumindest als relevantere Welt definiert, sie also als „wirklicher“ (Rüsen, 1986, S. 86) charakterisiert als das Objekt unabhängig von uns selbst. Man könnte sogar behaupten, dass Rüsen in seiner Konzeption von Realität, nur das Zwischenspiel von Betrachtung bzw. Ein- und Zuordnung des Subjekts und erlebbarer Form des Objekts als real auffasst und somit auch eine hegelianische Idee des Satzes „Das Ding ist ich“ (Hegel, 1986, S. 577) vertritt.

Die Kritik, welcher sich das Rüsensche Konzept des Orientierungsbedürfnisses aussetzen muss, also jene, dass es noch ein anderes Motiv für die mentale Zuordnung von Zeiterfahrungen geben könne als, dass der Mensch nach Orientierung strebt, setzt einen Begriff der Orientierung nur im positiven Sinne voraus. Das Verlangen nach Chaos, Unordnung und auf den ersten Blick sinnloser Kreativität könnte auf einer abstrakteren Ebene ebenfalls als *Orientierung* weitergedacht werden. Es bleibt ein Bedürfnis vorhanden, sich in der Welt zu positionieren und diese Positionierung, egal welchen absurden Grundlagen und Sichtweisen sie unterlegen ist, bleibt einer Ordnung, einer Struktur verhaftet. Die Welt könne in diesem Sinne nicht

nicht gedeutet werden und dieser Deutung könnte auch nicht den Charakter einer arbiträren außerweltlichen Interpretation gegeben werden. Dem Bedürfnis nach Desorientierung wohnt eventuell eine andere Struktur der Orientierung inne, die sehr wohl, hätten wir die Möglichkeit sie rein abstrakt zu erfassen, mit der gleichen Formel dargelegt werden könnte, wie die der Orientierung nach Rüsens. Wenn Interpretationen der Welt nicht an die lebenspraktische Welt anknüpfbar wären, so könnten sie zwar qualitativ als nicht plausible Deutungsarbeit gesehen werden, würden allerdings nichtsdestotrotz einer strukturellen Deutungsleistung unterliegen. Jede Deutungsarbeit ist von dieser Welt, wie absurd sie auch auf den ersten Blick für die Praxis wirken mag: Sie bleibt einer Struktur der (Un-)Ordnung unterworfen.¹⁴

In diesem Sinne führt eine Auslegung des Konzeptes des Orientierungsbedürfnisses nicht unbedingt zu einem Verständnis dessen als Verlangen nach einer naiven Ordnung, sondern versteht dieses Konzept vielmehr als eine fortwährende Aktivität, die den Menschen dazu bringt, seine Welt zu deuten. Für Rüsens ist genau diese Erfahrung ausschlaggebend, bzw. ist diese Aktivität die substanzelle Grundlage eines historischen Bewusstseins.

Auf diese Art und Weise entstehen nach Rüsens Vorstellungen auch Interessen:

Interessen sind bestimmte Bedürfnisse, d.h. Bedürfnisse, die so interpretiert sind, daß diejenigen, die sie haben, wissen, was sie wollen, wenn sie sie befriedigen wollen. Solche Interessen werden von der Historik thematisiert, um von ihnen her darzulegen, was es heißt, historisch zu denken, und warum überhaupt historisch gedacht wird. Die Historik bringt mit diesen Interessen die lebensweltlichen Voraussetzungen und Grundlagen der Geschichtswissenschaft in den Blick, die man genau dort ausmachen kann, wo der Vollzug des menschlichen Lebens darauf angewiesen ist, daß Menschen historisch denken müssen, um leben zu können, daß sie ihre Gegenwart nur erschließen und ihre Zukunft nur entwerfen können, wenn sie sich der Vergangenheit zuwenden. [...] Zeitorientierungsbedürfnisse werden zu gezielten Interessen an historischer

¹⁴ Der Begriff selbst hat einen Charakter der Ordnungsbedürftigkeit, die von den Subjekten selbst bestimmt werden sollte. Jegliches Bedürfnis sich zu Desorientieren, kann abstrakt betrachtet, gleichfalls als ein Bedürfnis sich zu orientieren verstanden werden. Eine Grundfrage, die allerdings in dieser Hinsicht noch offenbleibt, ist tatsächlich die Frage nach einer Erfahrungsstruktur, die nicht geistig zuordbar ist: „Es ist ein Nervenpunkt, würde ich sagen, für die Beziehung des Denkens auf Freiheit, daß eine gegebene Realität sinnlos ist, daß in ihr also der Geist selber sich nicht wiederfindet“ (Adorno, 2007, S. 36). Vgl. dazu auch Rüsens Überlegungen zu einer „negativen Dialektik der Sinnbildung“ (Rüsens, 1996, S. 540).

Erkenntnis, wenn sie als Bedürfnisse nach einer bestimmten Denkleistung interpretiert werden, die sich auf die Vergangenheit richtet: diese Denkleistung verleiht der Vergangenheit den Charakter von „Geschichte“ (Rüsen, 1983, S. 25).

Die Konstruktionsleistungen des Menschen werden von Rüsen auf unterschiedliche Arten und Weisen kategorisiert. Der Ausgangspunkt jeder Interpretation der Welt und jedes emotionalen Bedürfnisses, sich mit Sachen der Welt auseinanderzusetzen, sei als Orientierungsbedürfnis sprachlich fassbar. Eine Umwandlung eines Bedürfnisses, bzw. eine systematische, geistige Anpassung und Erweiterung der grundlegenden Bedürfnisse, die wiederum befriedigt werden wollen, bedingen in diesem Sinne die Interpretationen und Anschauungen der Welt, die lebenspraktische Konsequenzen haben, die wiederum ebenfalls für die *geistige Darlegungen* berücksichtigt werden müssen.

Es ist ein fortwährendes Zwischenspiel, das sich bewährt; eine Dynamik, die mehr Leben und Wirklichkeit in ihrem Erfahrungscharakter aufzuweisen scheint, als die Objekte an sich selbst. Rüsen versucht daher die Ontogenese der geistigen Verfasstheit der Welt in ihrer *Relation* zur Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sprachlich darzulegen und begründet damit auch ein Argument für einen Bewusstseinsraum, der als Geschichte festgeschrieben ist, der durch Narrationen bedingt und strukturiert wird und auch dadurch, dass er für das Subjekt in ihrem lebenspraktischen Lebensraum, also als mentale Verarbeitung des Subjekts existentiell verwirklichbaren Handelns und Leidens, einen Erfahrungsgehalt besitzt, der durch seine Intensität wirklicher und realer ist, als die vom Subjekt unabhängigen bzw. als irrelevant empfundenen Phänomenen (vgl. z. B. Rüsen, 2013, S. 30 ff.).

Damit leistet Rüsen auch einen entscheidenden Beitrag zur geschichtsdidaktischen Theorie historischer Bildung. Dieser zeichnet sich dadurch aus, die Idee von der Bildung eines Geschichtsbewusstseins zu modellieren, also die Möglichkeit zu eröffnen, dass die orientierungsfähige Anknüpfung von Zeiterfahrungen und Zeitabsicht am menschlichen Lebensprozess, den Objekten der Vergangenheit einen Sinngehalt verleiht bzw. sie als *lebendige* Geschichte (vgl. Rüsen, 1986, S. 71 f.; 1989, S. 7 f.; S. 11 f.) etabliert.

Um dies theoretisch erfolgreich umzusetzen, ist Rüsen an die Prämissen gebunden, dass das Orientierungsbedürfnis eine Notwendigkeit des menschlichen (Über-)Lebens ist, die zu einem „intentionalen“ Handeln führt:

Voraussetzung dieser Definition und Angelpunkt der gesamten folgenden Argumentation ist die These, daß der Mensch intentional handeln muß, um überhaupt leben zu können, und daß diese Intentionalität ihn als ein Wesen definiert, das immer über das hinaus sein muß, was der Fall ist, wenn er in und mit dem, was der Fall ist, leben

will [...]. Der Mensch kann in der Welt nur leben, d.h. er kann es in der Auseinandersetzung mit der Natur, mit anderen Menschen und mit sich selbst nur aushalten, wenn er die Welt und sich selbst nicht als pure Gegebenheit hinnimmt, sondern auf Absichten seines Handelns und Leidens hin interpretiert, in denen sie als etwas vorgestellt werden, was sie nicht sind. [...] In der Sprache der philosophischen Tradition wurde dieser Intentionalitätsüberschuss des menschlichen Handelns über seine Umstände und Bedingungen hinaus ‚Geist‘ genannt. (Rüsens, 1983, S. 49)

Aus wissenschaftshistorischer Perspektive handelt es sich bei diesem Textauszug wohl um eine Schlüsselpassage für eine historisch-epistemologische Untersuchung der Grundzüge, da sie uns einen vertieften Einblick in den philosophischen Denkstils Jörn Rüsens verschafft:

Erstens wird hier die theoretische Prämissen des intentionalen Handelns dargelegt, die in diesem Kontext auch noch sehr experimentell ausgelegt ist. Sie ist im Ange- sicht dieser frühen Überlegungen noch kein klarer Standpunkt, kein Dogma, sondern eine theoretische bzw. gedankliche Voraussetzung, welche die darauf aufbauenden Argumente bedingt.

Zweitens ist Geist in diesem Zusammenhang ein Begriff, der in der Vollständigkeit der Grundzüge nur einmal unter dieser Bedingung, nämlich als Verweis auf eine frühere philosophische Tradition, vorkommt. Das ist deshalb interessant, weil Rüsens selbst als Autor nicht direkt auf Grundwerke der Philosophie verweist bzw. über die Jahre hinweg nur wenig klar in der Form von Fußnoten Inspirationsobjekte oder weitere Literatur anführt. Es bleibt in diesem Kontext dem/r Leser:in überlassen, den Begriff des Geistes historisch in Bezug zu Rüsens zu kontextualisieren. Nachforschungen lassen jedoch vermuten, dass Geist auf einen im Historismus gründenden Begriff verweist, wie es auch in Rüsens Text *Überwindung des Historismus* der Fall ist:

Denn Aufgrund ihrer hermeneutischen Bestimmung der historischen Methode hielt sich die Geschichtswissenschaft traditionell an Qualitäten der geschichtlichen Lebenswelt („Geist“) gebunden, und sie sah in dieser Bindung ihre spezifische Rationalität im Verhältnis zu anderen Wissenschaften. (Rüsens, 1974b, S. 269)

Interessanterweise steht auch hier wieder der Begriff der Lebenswelt im Vordergrund, der, sofern man sich auf die Konsistenz der Argumentation Rüsens verlassen kann, mit jenem des Intentionalitätsüberschusses gleichzusetzen ist.

Im Folgenden wird auf die Begriffe Intentionalität, Lebenswelt und Geist näher eingegangen und die theoretischen Möglichkeiten, Grenzen und historischen Rückführungen werden veranschaulicht.

3.3. Intentionalität, Lebenswelt und Geist

Die Suche nach einer philosophischen Interpretation von Intentionalität mündet in einer phänomenologischen Auslegung, die vor allem durch die Werke des Philosophen Edmund Husserls geprägt wurde. Husserl wird in den gesamten Grundzügen Rüsens ein einziges Mal in Bezug auf den Begriff der „Lebenswelt“ (Rüsens, 1983, S. 48) zitiert. Jedoch erwähnt Rüsens im Allgemeinen nur wenig die einzelnen Werke der Phänomenologie bzw. merkt nur in unterschwelligen Fußnoten oder Kommentaren an, aus welcher Provenienz gewisse Begriffe stammen.

Rüsens arbeitete klassisch philosophisch und ist sich der Historizität seiner eigenen Argumente wohl nicht bewusst bzw. lässt er dies in seinen Texten zumindest nicht deutlich werden. Der einzige Hinweis, den wir über Rüsens Auseinandersetzung mit phänomenologisch angesetzten Theorien haben, ist Elisabeth Ströker und seine frühen Schriften über Hegels Ästhetik (vgl. Rüsens, 1976a). Wie schon angemerkt, hatte Rüsens eine Stelle an der Technischen Universität in Braunschweig angenommen, an der er drei Jahre lang gearbeitet hatte, bevor er an die Universität in Berlin kam. Elisabeth Ströker war eine Husserl-Expertin, somit auch eine Phänomenologin und betreute Jörn Rüsens zu dieser Zeit. Obwohl Rüsens in einem Interview betonte, dass die Phänomenologie „nicht [s]ein Bier“ (Van Reeth, 2022) wäre, ist nicht zu übersehen, dass im Schatten seiner theoretischen Auslegungen, viele phänomenologische Ansätze zu finden sind.

Für eine konkrete Definition des Begriffes *Intentionalität* in der Phänomenologie wird zumeist Franz Brentano, ein Lehrer Husserls, herangezogen. In seiner Schrift *Psychologie vom empirischen Standpunkt* erklärt er Intentionalität folgendermaßen:

Jedes psychische Phänomen ist durch das charakterisiert, was die Scholastiker des Mittelalters die intentionale (auch wohl mentale) Inexistenz eines Gegenstandes genannt haben, und was wir, obwohl mit nicht ganz unzweideutigen Ausdrücken, die Beziehung auf einen Inhalt, die Richtung auf ein Objekt (worunter / hier nicht eine Realität zu verstehen ist), oder die immanente Gegenständlichkeit nennen würden. Jedes enthält etwas als Objekt in sich, obwohl nicht jedes in gleicher Weise. In der Vorstellung ist etwas vorgestellt, in dem Urteile ist etwas anerkannt oder verworfen, in der Liebe geliebt, in dem Hasse gehasst, in dem Begehr begehrt usw. Diese intentionale Inexistenz ist den psychischen Phänomenen ausschließlich eigentümlich. Kein physisches Phänomen zeigt etwas Ähnliches. (Brentano, 1874, S. 115)

Die Intentionalität ist also die Art und Weise, wie wir aus einem Gegenstand mental, oder inexistentiell mehr machen, als er von sich alleine heraus aussagen könnte. Intentionalität ist die Sphäre, die einem Subjekt einen Gegenstand, ein Objekt oder

aber auch ein Geschehnis bzw. eine Erscheinung in der Welt auferlegt bzw. es ist die Welt, die zwischen dem Subjekt und dem begegneten Objekt existiert. Ein menschliches Sich-Einleben, ein menschliches Wahrnehmen der Objekte – der menschliche Blick auf die Welt, der mehr aus ihr macht, als sie ist – der immanente Gegenstand, ein *Geist*, der dem Objekt sein Leben verleiht.

Brentanos Ansatz plädiert noch für die Abgrenzung von Intentionalität und Realität, welche bei Rüsen allerdings nicht vorherrscht.¹⁵ Wenn wir davon ausgehen, dass Intentionalitätsüberschuss und auch *geschichtliche Lebenswelt* bei Rüsen mit dem Terminus *Geist* gleichzusetzen sind, dann hat diese geistige Sphäre für ihn einen realen, in Hinblick auf die Erfahrungsintensität und der direkten Verbindung zum Subjekt, Charakter. Auch die dynamische Systematik, die bei der Konstituierung eines solchen Geistes bzw. eines schlussendlich zeitlich gerichteten Geschichtsbewusstseins formuliert ist, ist nicht klar oder nicht einfach als „Beziehung auf einen Inhalt, die Richtung auf ein Objekt“ (Brentano, 1874, S. 115) zu verstehen. Die mentale Verarbeitung der erfahrenen Welt ist viel stärker an eine Idee der *Identität*, an einen durch das Subjekt bedingten und mit ihm vereinbaren Lebensweltbegriff gekoppelt, der bei Rüsen nicht auf die Ebene der Beziehung zu einem Objekt oder zu einem Inhalt begrenzt ist, sondern durch den *Sinnbildungsappell* (vgl. z. B. Rüsen, 1989, S. 42 ff.) als ein Teilespekt der eigenen Identität und somit der erfahrbaren Lebenswelt, als geistige Konstruktion, als Realität zu verstehen ist. Der Sinn-Aspekt gibt diesem Erfahrungsraum einen ganz klaren *Wirklichkeitscharakter* (vgl. Rüsen, 1986, S. 86; 1989, S. 126 ff.).

Man erkennt hier, dass sich hier Rüsen wieder in einer Sphäre aufhält, die nicht streng phänomenologisch ist, sondern wiederum einen metaphysischen oder zumindest einen ontogenetischen Charakter besitzt.¹⁶ Die Wahrnehmung des Objekts oder des Inhalts ist nämlich nicht primär eine Wahrnehmung. Sie wird bei Rüsen nicht aus dieser Perspektive allein in Betracht gezogen. Die Welt des Subjekts, und zwar einerseits ihre strukturelle und dynamische Auslegung und andererseits ihre

¹⁵ Dies unterscheidet Rüsen auch von Husserl: „Real‘ bezieht sich auf die Seinsweise des (Natur-)Dinges oder der Dingwelt, ‚real‘ ist etwas, das zur Realität gehört. Die Vorstellung eines Hauses ist in diesem Sinne kein realer Bestandteil des Bewusstseins, sondern lediglich ‚intentional‘ im Bewusstsein gegeben, d. h. als Gegenstand, auf den sich das Bewusstsein richtet bzw. den es als etwas (als Haus) intendiert oder auffasst“ (Wehrle, 2022, S. 9).

¹⁶ „Als Philosoph:innen interessiert uns daher nicht, wie wir persönlich etwas erfahren, so wenig wie es die Leser dieses Buches interessiert, wie ich als Maren Wehrle gerade die Hitze in Freiburg erfahre, während ich diese Einleitung schreibe. Vielmehr geht es darum, generell zu beschreiben, wie mögliche Subjekte ein objektives Bewusstsein der Welt und der Dinge haben können. Welche Eigenschaften und Strukturen muss ein Bewusstsein oder ein Organismus haben, um eine solche Erfahrung zu ermöglichen?“ (Wehrle, 2022, S. 6).

zielgerichtete Weiterentwicklung *in die Sphäre der Geschichte* oder eines *Geschichtsbewusstseins*, ist der Hauptfokus des rüsenschen Programms, das zwar in seinem Argumentationscharakter sich an die Dynamisierungen der Auslegungen der frühen Phänomenologen hält, allerdings sich nicht davor scheut auch *ontologische*, eben fast schon *metaphysische* und in manchen Hinsichten auch in der Dynamik versteckte normative Ansätze zu formulieren.¹⁷

Auch Rüsens Konstituierung der Lebenswelt, ein Begriff, der vor allem von der Geschichtstheoretikerin Waltraud Schreiber im Kontext der Geschichtsdidaktik schon näher analysiert worden ist (vgl. Schreiber, 1995), ist nur teilweise mit der Husserlschen Idee von Lebenswelt in Verbindung zu setzen. Eher ist hier ein konstruktivistischer Ansatz versteckt, der sich auf die Werke von Thomas Luckmann, Peter L. Berger und Alfred Schütz näher bezieht und daher vor allem einen soziologischen Ansatz verfolgt (vgl. Rüsens, 1983, S. 49 ff.). Lebenswelt und das führt auch Schreiber an, ist bei Rüsens vor allem allerdings ein Aspekt, der auf die Alltagswelt zugreifen soll und im Gegensatz zu einem wissenschaftlichen Verständnis von Geschichte auch den Erfahrungsraum in der wissenschaftsfernen Dimension betont. Dabei tendiere Rüsens jedoch in seinen späteren Werken eher zu den Begriffen der Lebenspraxis und Geschichtskultur wobei er beim erstenen die praktische Tätigkeit des Subjekts näher zum Ausdruck bringen will und beim zweitenen einen Ausschnitt der Lebenswelt formuliert, der „für historisches Erfahren relevant ist“ (Schreiber, 1995, S. 66).

Lebenswelt sei allerdings allgemein eine überladene und inkonkrete Begrifflichkeit, die sich in der Geschichtsdidaktik auch in Bezug zum historischen Lernen nur unsystematisch durchsetzen konnte. So schreibt Waltraud Schreiber:

Was für den Einen ein „Merkmal von Lebenswelt“ ist, kann für den Nächsten bereits Bausteine einer „Theorie von Lebenswelt“ sein. Wieder andere würden lieber von einem Aspekt der Alltags-, Interessen-, Um-, Mit-, Lebensumwelt sprechen. (Schreiber, 2005, S. 312)

Schreiber führt weiter an, dass die Lebenswelt meist als eine „vorwissenschaftliche“ oder „vortheoretische“ (Schreiber, 2005, S. 314) nicht thematische, das heißt nicht bewusst wahrnehmbare Umwelt beschrieben wird, aus der nur herausgetreten werden kann, wenn von den Selbstverständlichkeiten Abstand genommen

¹⁷ Vgl. dazu allerdings auch folgender Kommentar zu allgemeinen metaphysischen Auslegungen in der Pädagogik bei Alfred Schäfer: „Man wird wohl kaum ohne den Rückgriff auf metaphysische Konzepte den Selbst- und Weltbezug der Individuen formulieren können und es dürfte Schwierigkeiten machen, unseren kulturrelativen Weltbezug anders als in den angegebenen Konzepten zu formulieren – es sei denn mit Hilfe anderer metaphysischer Konzepte“ (Schäfer, 2006, S. 90).

wird. Lebenswelt könne daher nur durch eine Selbstreflexion thematisiert und bewusst gemacht werden (vgl. Schreiber, 2005, S. 314).

In Rüsens Grundzügen spricht vor allem das Kapitel *Pragmatik* (vgl. Rüsens, 1993, S. 45 ff.) die lebensweltlichen Grundlagen an. Für Rüsens scheint die Lebenswelt eine Sphäre darzustellen, in der sich immerwährend Bewusstseinsoperatoren vollziehen. Er versucht in diesem Zusammenhang diese spezifischen lebensweltlichen Operationen zu definieren, die ein Geschichtsbewusstsein konstituieren können. Dabei nimmt er Abstand von der „wissenschaftsspezifischen historischen Erkenntnisleistung“, um den „allgemeinen“ und „elementaren“ Kontext der menschlichen Lebenswelt zu bestimmen, die Geschichtsbewusstseinsprozesse hervorbringt (Rüsens, 1983, S. 47). Diese „Abstraktionsleistung“ (Rüsens, 1983, S. 23) wird wiederum mit dem Ziel in Verbindung gesetzt, eine allgemeine Darlegung menschlicher Bewusstseinsoperatoren ersichtlich zu machen, die mit „der menschlichen Lebenspraxis schlechthin gegeben ist“ (Rüsens, 1983, S. 48). Er kommt zum Schluss, dass die lebensweltlichen geistigen Operationen des Erzählens „das Geschichtsbewusstsein als Voraussetzung und Grundlage historischer Erkenntnis konstituieren“ (Rüsens, 1983, S. 53):

Durch das historische Erzählen werden identitätsbildende Kontinuitätsvorstellungen über den zeitlichen Wandel des Menschen und seiner Welt im Medium der Erinnerung formuliert und als Sinnbestimmung in den Orientierungsrahmen der menschlichen Lebenspraxis eingebbracht. (Rüsens, 1983, S. 53)

Wiederum ist hier die Frage nach einer Konstituierung, nach einem ontologischen Raum von Dynamiken im Fokus, die lebenspraktisch anknüpfbar und somit in der Zwischeninstanz einer Dynamik bzw. einer Dialektik von Zeitabsicht und Zeiterfahrung erfasst wird. Die formale Darlegung ist auch hier wieder stark *geistig*. Das bedeutet, dass sie nach einer Idee formuliert worden ist, welche die Bewegung, also die Operationen selbst, als Bestandteil des mentalen Korpus ansieht. Die Kontinuitätsvorstellungen und der sinnbildende Aspekt, geben diesem Korpus einen bedeutenden Gehalt, welcher durch die theoretische Akzentuierung des Erfahrungscharakters und der Identitätszuschreibung sich bewusst auf die menschliche Zugänglichkeit zur Welt beschränkt.

Rüsens bleibt wiederum bei klaren Konstanten, bei *dynamischen* Grundlagen und Voraussetzungen, die sich durch seine Werke hindurch bewähren. In dieser Kategorisierung spielen mehrere Faktoren eine Rolle, die sich nicht nur auf die Vorstellung eines aus der Erfahrung entstandenen und geprägten geistigen, also lebensweltlichen Raumes beschränken. Die Konstituierung dieses Raumes ist nämlich an

ein Subjekt gebunden, dessen mentale Operatoren die Ontologie, also den systematischen Gehalt dieser Welt, bedingen und prägen.

Der / die Träger:in dieser Operatoren, also der Mensch selbst, müsse daher ebenfalls definiert werden. Das menschliche Sein in seinem Erleben und Leben kann, und dies wurde schon historisch kontextualisiert und angesprochen, als anthropologische Konstante, als die „Einheit der historischen Erfahrung und der innere Zusammenhang aller (möglichen) Geschichten“ (Rüsén, 1986, S. 57) mit der „Signatur“ des „duldenden, strebenden und handelnden Menschen, wie er ist und immer war und sein wird“ (Rüsén, 1986, S. 57) aus Rüsens Betrachtungswinkel verallgemeinert werden.

3.4. Übers Handeln und Leiden

Während Rüsén den „duldenden, strebenden und handelnden Menschen“ zwar in seiner Auslegung als Grundlage „aller (möglichen) Geschichten“ (Rüsén, 1983, S. 57) darstellt, gewinnt ein zweiter Aspekt, der immer wieder als Formulierung in seinen Grundzügen und auch in den Werken anderer Historikern:innen und Geschichtsdidaktikern:innen (vgl. z. B. Bergmann, 1988) eine Rolle spielt, eine grundlegende Position in seiner theoretischen Argumentation: nämlich die Formulierung des Handelns und Leidens.

Was unterscheidet nun diese Auslegung vom burckhardtschen Satz? Während der Verweis auf einen „duldenden, strebenden und handelnden Menschen“ von Rüsén meist mit einem direkten Verweis auf Burckhardt versehen wird, ist die Formulierung des Handelns und Leidens in den Grundzügen viel indirekter und vielfältiger präsent (vgl. z. B. Rüsén, 1983, S. 26, 49, 57, 89; 1986, S. 33, 126). Das menschliche Handeln und Leiden hat theoretisch betrachtet eine andere Ausführung bzw. einen anderen dimensionalen Darlegungscharakter, welche den theoretischen Überlegungen einen Raum gibt in dieser Dichotomie zu denken, bzw. die zwischenstrukturelle Dynamik *zweier Realitäten* des menschlichen Daseins erfassbar zu machen.¹⁸

¹⁸ Ich möchte hier allerdings betonen, dass das Leiden als Konzept sehr wohl in Burckhardts Auslegung grundlegend ausgeführt wird und auch Rüsén dies in seiner neuen Historik von 2013 anspricht: „Große Historiker, wie zum Beispiel Jacob Burckhardt, haben dieser Inspiration gelegentlich (wenn es um Grundfragen ihres Tuns ging) Ausdruck verliehen. Er gehört zu den wenigen Historikern, die ‚Verzweiflung und Jammer‘ als Elemente der historischen Erfahrung zum Ausdruck brachten. Trotzdem oder gerade deswegen konnte er eine Ausrichtung des historischen Denkens auf einen letzten Bezugspunkt ausmachen, der jenseits ‚unserer Individualität‘ (d.h. der Kompetenz historischer Erkenntnis) liegt: Burckhardt billigt der Geschichte einen ‚Geist der Menschheit‘ zu, ‚der über allen diesen Erscheinungen‘ (gemeint ist der krisengeschüttelte Charakter der Gegenwart) ‚schwebend und doch mit allen verflochten, sich eine neue Wohnung baut‘. Geschichte wird hier ‚ein wunderbares Schauspiel, freilich aber nicht für

Im Versuch den philosophischen Ursprung des Ausdruckes des „menschlichen Handelns und Leidens“ zu finden, stößt man, wenn man Rüsens Schriften epistemisch kontextualisiert, zuallererst auf Karl-Georg Faber (1977) und Johann Gustav Droysen, von denen Letzterer jedoch in seiner Historik mehr über den Begriff der „Leidenschaft“ (vgl. Droysen, 1882, S. 28) und des „Thuns“ (Droysen, 1882, S. 40) spricht als über ein gerichtetes Handeln. Es tauchen in der geschichtswissenschaftlichen, allerdings auch in der phänomenologischen Tradition, einige Protagonist:innen auf, die diese Ausdrucksweise verwenden, wobei viele vor allem im 20. Jahrhundert auf den *homo activans*, also auf den handelnden Menschen selbst zurückgreifen (vgl. z. B. Uzarewicz & Uzarewicz, 2005, S. 53 f.). So haben Werke von Jürgen Habermas, von Alfred Schütz, von Max Weber etc., sich im Versuch, vor allem die sozialen Dimensionen des Menschen zu erfassen, auf das beobachtbare Handeln fokussiert. Auch die Studiengruppe „Theorie und Geschichte“ an der Rüsen teilnahm, postulierte eine theoretische Geschichtswissenschaft, die das „praktische Tun“ als „Ausgangspunkt und Ziel aller theoretischen Erörterungen“ (Koselleck et al., 1977, S. 11 f.) manifestierte. Die nähere Auseinandersetzung mit Rüsens Auslegung enthüllt allerdings eine theoretisch strukturelle Differenz zu diesen soziologisch geprägten Theoriebeständen. Für ihn befindet sich der Mensch in zwei Realitäten: in der *innerlichen* und der *äußerlichen*.

Das Handeln ist an eine äußerliche Instanz gebunden bzw. bezieht sich auf die aktive Gestaltung der menschlichen Umwelt, auf ein (meist) zielgerichtetes Tun, auf eine körperliche aber auch geistige Aktivität, die sich in gewisser Weise nach außen richtet. Eine Möglichkeit diesen Begriff des Handelns abzugrenzen bietet uns Jürgen Habermas in seiner „Theorie des kommunikativen Handelns“:

Handlungen werden in gewissem Sinne durch Bewegungen des Körpers realisiert, aber doch nur so, daß der Aktor diese Bewegungen, wenn er einer technischen oder einer sozialen Handlungsregel folgt, mitvollzieht. Der Mitvollzug bedeutet, daß der Aktor die Ausführung eines Handlungsplans intendiert, aber nicht etwa die Körperbewegung, mit deren Hilfe er seine Handlungen realisiert. Eine Körperbewegung, ist Element einer Handlung, aber keine Handlung (Habermas, 1981, S. 146).

zeitgenössische, irdische Wesen‘, d.h., sie wird von Burckhardt als etwas angesprochen, das nur im Konjunktiv aussagbar ist und sich dem kognitiven Zugriff der historischen Erkenntnis grundsätzlich entzieht. Trotz oder vielleicht sogar wegen dieses Entzuges ist es genau diese Geschichte, die letztlich für Burckhardt Sinn macht“ (Rüsen, 2013, S. 294, 295).

Der grundlegende Unterschied ist die dichotome sprachliche Darlegung, die in Burckhardts Auslegung nur zum Teil angesprochen wird. Ebenfalls interessant, ist, dass Burckhardts Idee vom *Leiden*, vor allem in seinen Vorträgen „Die historische Größe“ und „Glück und Unglück in der Geschichte“ zum Ausdruck kommt, die, so Schieders Interpretation, von Schopenhauers Schriften beeinflusst worden ist (Schieder, 1950, S. 429).

Habermas beschreibt in diesem Zitat einen besonderen Aspekt des Handelns, der vor allem die Beschränkung des Begriffs auf seinen körperlichen Ausdruck in Frage stellt. Es ist leider im Zuge dieser Publikation nicht möglich auf die unterschiedlichen Aspekte der Handlungstheorien näher einzugehen, da sie, wie angemerkt, in der theoretischen Überladenheit zu dieser Zeit, schwer bestimmbar sind.

Das Handeln stand thematisch auf unterschiedlichste Arten und Weisen in Rüsens Umgebung im Vordergrund. Die 1970er- und 1980er-Jahre waren von sozialtheoretischen Konzeptionen von Max und Alfred Weber, Jürgen Habermas, Niklas Luhmann, Thomas Luckmann & Peter L. Berger, Helmut Schelsky, oder durch das Wirken der Klassiker der 1920er-Jahre Karl Mannheim, Max Horkheimer, Franz Oppenheimer und Theodor Geiger bis in das späte 20. Jahrhundert (vgl. z. B. Fischer, 2015, S. 84), die den Versuch anstrebten 1959 die „Ortsbestimmung der deutschen Soziologie“ (Schelsky, 1959) zu formulieren und den Wunsch ausdrückten inmitten des Kalten Krieges die Dynamiken zwischen West und Ost soziologisch erfassen zu können, geprägt worden (vgl. Fischer, 2015, S. 81 ff.). Handeln in den unterschiedlichsten Ausführungen, als „sozialer“ Aspekt des menschlichen Seins, war (und ist bis heute¹⁹) ein grundlegendes Thema.²⁰

Dadurch, dass Rüsens den Leidensaspekt der menschlichen Existenz betont, bekommt die Ausführung des menschlichen Seins einen etwas anderen, nicht rein soziologisch geprägten, und in mancher Hinsicht auch soziologisch kritischen Charakter. Im Werk *Zeit und Sinn* (1990) kommt Rüsens Skepsis als Kritik an Max Webers Sozialtheorie zum Ausdruck:

Ein Blick auf das Werk Max Webers, lehrt die integrale Funktion kultureller Faktoren im systematischen Zusammenhang struktureller Handlungsbedingungen, auf den die Gesellschaftsgeschichte abhebt. So wenig wie sich die subjektive Innenseite des menschlichen Alltagslebens in der Vergangenheit ohne Berücksichtigung objektiver Lebensbedingungen historisch verständlich machen lässt, so wenig kann eine Rekonstruktion solcher objektiven Bedingungen darauf verzichten, auf der gleichen Ebene struktureller Handlungsbedingungen subjektive Erfahrungen ohne Deutungen (etwa

¹⁹ Dies erkennt man zum Beispiel an der vor kurzem erschienen „Geistesarbeit“ von Steffen Martus und Carlos Spoerhase, die Geisteswissenschaften aus einer praxeologischen Perspektive darlegen wollen: „Nur durch eine wiederholte Performanz von gebündelten bzw. miteinander verknüpften einzelnen Praktiken entstehen und stabilisieren sich die akademischen Arbeitszusammenhänge, die wir als ‚Geisteswissenschaften‘ wahrnehmen.“ (Spoerhase & Martus, 2022, S. 23)

²⁰ Es muss natürlich angemerkt werden, dass *Theorien des Handelns* nicht primär mit *Sozialtheorien* gleichzusetzen sind. Es soll hier nur zum Ausdruck gebracht werden, wie das Handeln, eben vor allem in seiner sozialen Manifestation, paradigmatisch in Rüsens Umwelt präsent war.

in Form mentaler Einstellungen) zu rekonstruieren und als integralen Bestandteil eines Lebenszusammenhangs aufzuweisen (Rüsén, 1990, S. 74).

Rüsén positioniert sich in seinen Werken ganz klar als Theoretiker, der sich für die *subjektive* Dimension der mentalen Verarbeitung der Welt interessiert und der sich nicht primär auf zielgerichtete Handlungstätigkeiten fokussieren möchte, sondern vor allem in der Dualität einer inneren und äußereren Welt die mentalen Verarbeitungsmodi erfassbar machen will. In diesem Sinne enthüllt sich daher die Bedeutung auf den „Handelnden (und Leidenden)“ (Rüsén, 1976b, S. 41) als eine theoretische Positionierung, die nicht alleinig die zielgerichteten bzw. ersichtlichen objektiven Bedingungen darlegen möchte, sondern vor allem an den *mental*en bzw. *geistigen* Tätigkeiten des Menschen interessiert ist.

Diese Zielformulierung kann auch schon in seiner frühen Schrift *Ästhetik und Geschichte* aufgefunden werden, in der er im Versuch, die Kunst anhand der Auslegung eines Ästhetikverständnisses Hegels als *vernünftig* zu postulieren und darin zu charakterisieren versucht, „daß der Mensch sich selbst und seine Welt nicht einfach hat, sondern daß er beides erst denkend, handelnd und leidend für sich hervorbringt“ (Rüsén, 1976b, S. 41). Dieses Hervorbringen mache die Kunst *vernünftig*, da das Wesen der Kunst darin bestehe die

[...] Vernunftbestimmtheit allen menschlichen Denkens und Handelns im Medium der sinnlichen Anschauung zu vergegenwärtigen; sie läßt die im gewöhnlichen Denken und Handeln nur gemeinste Freiheit für dieses konkret dasein“ und gebe damit dem „[...] denkenden und handelnden Menschen ein Paradigma seines Lebensvollzuges, auf das hinsehend er weiß, worumwillen er denkt und handelnd. (Rüsén, 1976b, S. 43)

Diese Interpretation einer hegelianischen Ästhetik erinnert stark an Rüsens eigenes Postulat der Historischen Vernunft, welches vor allem im ersten Teil seiner Grundzüge aus dem Jahr 1983 als Kernelement seiner theoretischen Manifestation zum Ausdruck gebracht wird (Rüsén, 1983). Jedoch beharrt Rüsén in *Ästhetik und Geschichte* aus dem Jahr 1976 interessanterweise noch auf die Formulierung eines *Handelns und Denkens* und bringt nur an wenigen Stellen den Leidensaspekt zum Ausdruck (z. B. Rüsén, 1976b, S. 46, 47).

Eine klare Definition, was genau *Handeln und Leiden* nun in diesem Kontext heißt, bleibt in einer gewissen Weise offen; seine Darlegungen des „Leidens(!)“ (Rüsén, 1983, 50) können in einer theoretischen Auslegung zwei unterschiedliche anknüpfbare Interpretationen ermöglichen:

Erstens kann man den Begriff des Leidens in seiner vollkommenen *Negativität* auffassen und nicht als reinen Hinweis auf einen Erfahrungsgehalt, sondern sie mit der wortwörtlichen Last des *Am-Leben-Seins* gleichsetzen. Mit dieser Interpretation steht dann vor allem das Leiden in ihrer negativen Auswirkung im Vordergrund.²¹

Zweitens jedoch kann die Betonung auf das Leiden mit dem Begriff des Pathos (πάθος) in Verbindung gebracht werden, das aus dem Griechischen übersetzt nicht nur Leiden, sondern vor allem Leidenschaft, Erleiden, Erdulden (!), Erleben heißt bzw. sich auf die ganzheitliche innerliche Erfahrung des Menschen in seiner Auseinandersetzung mit seiner Lebenswelt bezieht (vgl. z. B. DWDS o. A.).

Die Fragen nach dem Bewusstsein, nach dem Sinn, nach einer transzendentalen Realität, sind Fragen, die Rüsen mit einer Subjektivierung von Erfahrungsinhalten versucht zu beantworten. Rüsen interessiert sich nicht direkt für die ersichtlichen bzw. beobachtbaren Phänomene. Er interessiert sich primär für die innere Dimension und Auseinandersetzungen des Menschen mit seiner Lebenswelt und die mentale bzw. vernünftige Ordnung dieser Erlebnisstruktur. Für ihn besitzt diese Interpretation bzw. diese Betrachtung des inneren Erlebens des Menschen eine *realere* Instanz, und daher auch einen höheren Stellenwert, als das von außen rein Ersichtliche, als die objektive Darlegung der Welt:

Wir haben es also mit zwei Wirklichkeiten zu tun: mit der einen in der das historische Denken selber in der Kraft kultureller Orientierung des menschlichen Handelns und Leidens „wirkt“, und mit der anderen, in der eine solche Kraft im Geschehen der Vergangenheit anhand seiner empirischen Relikte festgellt wird. Die zweite verhält sich zur ersten wie ein Schatten zum Licht; die erste zur zweiten wie eine „wahre Wirklichkeit“ zu einer abgeleiteten, sekundären, wie eine starke zu einer schwachen. Die eine Wirklichkeit ist dynamisch wirkend, die andere in Fakten verdinglicht, die eine ist ein Vollzug des Lebens, die andere eine Gegebenheit des Abgelebten. (Rüsen, 2004, S. 24)

²¹ In dieser Interpretation steht vor allem Martin Lücke in z. B. „Unnatürliche Sünden - lasterhafte Lustknabe“ (Lücke, 2015, 118 u. 124) in der der Leidensbegriff primär in seiner *negativen* Konnotation dargestellt wird.

Diese Interpretation würde auch mit Rüsens Aussage in einem Interview vom 13. Juli 2022 übereinstimmen „Ja, der Jacob Burckhardt [war] mehr als sagen wir mal, [ein] modernitätskritischer Historiker. Also den Burckhardt fand ich insofern gut, als der einer der ganz wenigen Historiker war und ist, der sich für negative historische Erfahrungen [interessiert] hatte. Also im Grunde handelt ja die Geschichte vom menschlichen Handeln. Und Menschen handeln in der Tat; aber Sie handeln nicht nur: sie leiden auch. Und das Leiden ist überhaupt kein Thema. Überhaupt keins [...]“ (Van Reeth, 2022). Seine frühen Schriften jedoch, weisen eher auf einer offenen Interpretation bzw. einer Weiterführung des Leidensbegriffs als Ausdruck einer „unmittelbaren Sinnlichkeit und dem ideellen Gedanken“ (Hegel, zit. nach Rüsen, 1976b, S. 57) hin.

Das Leiden verstehe sich daher hier nicht als reine Polarisierung der menschlichen Existenz, sondern als zusammenfassender Begriff für ein inneres Erleben, welches als umgewandelte Intention einer gleichwertigen Wirklichkeitsdefinition untergeordnet werden muss, wie die unmittelbare Gegebenheit des Handelns, deren Produkte und Objekte selbst (vgl. Rüsen, 1976b, S. 57). Leiden ist in diesem Sinne der Hinweis auf ein inneres Vorgehen, das nicht alleinig durch den theoretischen Blickwinkel auf objektive Grundlagen, auf äußerlich ersichtliche und gerichtete Phänomene vermittelt werden kann. Das Handeln selbst ist meist weltlich fassbar, es ist ein Effekt, der in direkter Form nach außen gelangt, Reaktionen hervorruft und die Lebenswelten direkt beeinflusst. Die innere Welt jedoch, ist nur dem Einzelnen vorbehalten, sie ist schwer zu veranschaulichen; das Erlebnis entspringt dem Individuum oft als Reaktion und bleibt in diesem Sinne auch subjektiv, obwohl es in kollektiver Weise von Einzelnen erlebt werden kann. Diese innere Dimension müsse dann, sowie das Handeln auch, in einer *geistigen* Struktur geordnet werden (in Rüsens Auslegung auch durch Hilfe von Sprache und Narrative), die dann zu einer Orientierung in Zeit und Raum verhilft (vgl. Rüsen, 1983, S. 60).

In diesem Kontext wird für Rüsen die *anthropologische Konstante* zu einer Dynamik zwischen den auf einen wirkenden Kräfte und der eigenen Wirkmächtigkeit – eines Erlebens und eines Ausführens – eines Erfahrens und eines (Re-)Agierens. Das menschliche Sein entfaltet sich in seiner Theorie in dieser Dualität des Leidens und Handelns, die als Wirkungsraum dann sinnbildend, orientierungsfähig, lebenspraktisch anknüpfend, und somit vernünftig (vgl. Rüsen, 1976b, S. 30 ff.) veranschaulicht und interpretiert bzw. konstruiert wird: Erfahrungen sind in diesem Sinne „[...] deutungsbedürftig, sofern sie erlitten werden“ (Rüsen, 1983, S. 51). Denn wo es ein Leiden gibt, da gibt es auch eine innere Auseinandersetzung mit der Welt. Wo gelitten wird, da muss verinnerlicht und gebildet werden. Dieses „Pathos des Handelns“ (Rüsen, 1976b, S. 56), welches als „das Mächtige im menschlichen Da-sein“ (Hegel, 1955 zit. nach Rüsen, 1976b, S. 56) verstanden wird, bringt den sinnbildenden Charakter hervor.

Die Grundlage der menschlichen Existenz, die also als Handeln und Leiden erfahrbar und sichtbar (auch durch Relikte) ist, die durch einen absichtsgeleiteten Sinnzusammenhang entsteht, durch die Intentionalität, die sich im menschlichen Handeln und Leiden bewährt und sich zu einem konstruierten (objektiven) Sinngehalt entwickelt, wird für Rüsen zum grundlegenden Untersuchungsobjekt der (Geistes-)Wissenschaften:

Wirkliches Handeln und Leiden in Vergangenheit und Gegenwart ist nur insofern Geschichte, als es in einem primär Sinnzusammenhang steht. Dieser Geist

ist – Geschichte konstituierend – in den Intentionen der Handelnden und Leidenden wirksam, und er ist – historisches Bewußtsein konstituierend – vorzüglicher Erkenntnisgegenstand der Wissenschaften, die seinen Namen tragen. Sie rekonstruieren ihn aus den empirisch gegebenen Produkten menschlichen Handelns und Leidens durch Verstehen der in ihnen objektivierten Intention. Geschichte ist im Kern Geistesgeschichte, und Literatur und Kunst sind – neben Religion und Wissenschaft – deutlichstes Zeugnis seiner geschichtlichen Realität. (Rüsen, 1975a, S. 25).

Anhand dieser Überlegung, also in der Idee, dass Geschichte im Kern Geistesgeschichte ist, entfaltet sich eine Definition für die Geschichtswissenschaften, die vorerst in diesem Kontext Abstand von einer sozialanalytischen Betrachtung auf die menschliche Erfahrungswelt nimmt. Sie setzt ihren Fokus primär auf die abstrakte Darlegung der menschlich-mentalnen Zuordnung ihrer eigenen Erfahrungen und die Umwandlung dieser Erfahrung in sinngebildete Konstrukte, die zu einem *absichtsvollen Handeln und Leiden* und somit zu einer *orientierungsfähigen* Positionierung in Zeit und Raum führt (vgl. Rüsen, 1983, S. 50 f.).

4. Rüsens Hegel und Hegels Geist

Wie in den vorigen Kapiteln immer wieder angedeutet wurde, soll Rüsens theoreti-
sches Werk einen grundlegenden phänomenologischen Charakter besitzen, der
sich, nach der These dieses Bandes primär dadurch begründen lässt, dass Rüsens
durch seine Hegel-Lektüre von einer hegelianischen Ästhetiktheorie in seinem aka-
demischen Denken beeinflusst wurde (vgl. Rüsens, 1976a; 1976b). Hegel gilt zwar in
seinen Auslegungen noch nicht als Phänomenologe, da sich die Phänomenologie
erst mit Husserl manifestierte (vgl. Wehrle, 2022, S. 2 ff.), allerdings sind struktur-
und begriffsähnliche Aspekte ersichtlich, die sich als phänomenologisch charakte-
risieren lassen.

Es ist andererseits schwer Rüsens selbst unwidersprochen als *Hegelianer* zu bezeich-
nen, da es Aspekte an der hegelianischen Philosophie gibt, die eine breite Fülle an
Interpretationsmöglichkeiten zulassen (vgl. z. B. Rohrmoser, 2009). Was jedoch
deutlich gemacht werden kann, ist, dass Rüsens Ansichten von Geist und Bewusst-
sein einen, wenn man will, hegelianischen Charakter besitzen, der sich durch ei-
nen theoretischen Vergleich mit gewissen Auslegungen in Verbindung bringen
lässt:

*Sagt man nämlich, der Geist ist, so hat das zunächst den Sinn: er ist etwas Fertiges.
Er ist aber etwas Tätiges. Die Tätigkeit ist sein Wesen; er ist sein Produkt, und so ist
er sein Anfang und auch sein Ende. Seine Freiheit besteht nicht in einem ruhenden
Sein, sondern in einer beständigen Negation dessen, was die Freiheit aufzuheben
droht. (Hegel, 1966, S. 55)*

*Diese Substanz aber, die der Geist ist, ist das Werden seiner zu dem, was er an sich
ist; und erst als dies sich in sich reflektierende Werden ist er an sich in Wahrheit der
Geist. Er ist an sich die Bewegung, die das Erkennen ist, – die Verwandlung jenes
Ansichs in das Fürsich, der Substanz in das Subjekt, des Gegenstandes des Bewußt-
seins in Gegenstand des Selbstbewußtseins, d. h. in ebenso sehr aufgehobenen Gegen-
stand oder in den Begriff. (Hegel, 1986, S. 585)*

Diese beiden Zitate verdeutlichen eine Besonderheit der Werke Hegels, nämlich
der Auffassung von Geist als eine bewegliche Entität bzw. als die Bewegung. Ein
dynamisches Muster, das Rüsens für seine theoretischen Auslegungen, vor allem
auch für seinen Geschichtsbewusstseinsbegriff, zu übernehmen scheint. Wenn Rüsens
das Geschichtsbewusstsein als „[...] den Inbegriff der mentalen Operationen
versteht, mit denen Menschen ihre Erfahrungen vom zeitlichen Wandel ihrer Welt

und ihrer selbst so deuten, daß sie ihre Lebenspraxis in der Zeit absichtsvoll orientieren können“ (Rüsens, 1983, S. 49), dann kann das Geschichtsbewusstsein in der mentalen Tätigkeit eines Subjekts in seiner Bezugnahme zur Welt existieren; also als *Geist*, als *Bewegung*. Dieser Geist ist jedoch auch als *Wirklichkeit* fassbar. Für Rüsens wird „(d)urch konstruktive Begrifflichkeit [...] die Vergangenheit in die Hinsichten eingebracht, in denen sie ihre orientierende Wirksamkeit als Geschichte entfaltet, also wirklicher ist, als wenn sie bloß als Überreste da wäre und quellensprachlich ausgelegt würde“ (Rüsens, 1986, S. 87 u. vgl. S. 63 f.). Der Geist bzw. der Intentionalitätsüberschuss, die Deutungszuschreibung von Erfahrungen, bekommt hiermit eine eigene Ontologie, die nur allzu sehr an eine hegelianische Interpretation von Wirklichkeit erinnert:

Für Hegel (...) ist das Ding an sich nicht unerreichbar, das Unmögliche geschieht hier und jetzt – natürlich nicht in dem naiven, vorkritischen Sinn, dass wir Zugang zur transzendenten Ordnung der Dinge erlangen, sondern im dialektischen Sinn einer Verschiebung der Perspektive, durch die man die Lücke (die uns von dem Ding trennt) als das Reale begreift. (Zizek, 2020, S. 680)

Ebenfalls ist die Konstituierung des Geschichtsbewusstseins ähnlich zu Hegels Vorstellungen von Zeit. Um das Geschichtsbewusstsein in seiner Dialektik, also in seiner Bewegung erfassbar zu machen, formuliert Rüsens eine Dynamik, die das Bewusstsein zur Existenz bringt: das Verhältnis zwischen *Zeiterfahrung* und *Zeitabsicht*, also die wahrnehmbare Erfahrung und die Wandlung dieser Erfahrungen in Absichten bzw. in Sinn (vgl. Rüsens, 1983, S. 53). Hegel wiederum sieht ebenfalls einen Geist, der die Zeit versucht zu erfassen, innerhalb der Zeit existiert bzw. der der Zeit selbst überhaupt ihre Existenz verleiht und somit einen gewissen Präsentismus voraussetzt, der auch bei Rüsens auffindbar ist (vgl. z. B. Rüsens, 1986, S. 63):

Die Zeit ist der Begriff selbst, der da ist und als leere Anschauung sich dem Bewußtsein vorstellt; deswegen erscheint der Geist notwendig in der Zeit, und er erscheint so lange in der Zeit, als er nicht seinen reinen Begriff erfaßt, d. h. nicht die Zeit tilgt. (Hegel, 1986, S. 584)

Aus dieser Perspektive Rüsens zu lesen, ist eine interessante Angelegenheit, da diese Art von Auseinandersetzung viele Parallelen zwischen den Werken erkennbar machen lässt, die durch Rüsens wissenschaftliche Vorgeschichte auch historisch begründbar sind und kontextualisiert werden können. Die *Grundzüge*, vor allem jedoch die *Historische Vernunft*, scheinen strikt an der Überzeugung festzuhalten, dass „[...] das Wahre nur als System wirklich [...]“ (Hegel 1986, S. 28) ist. Diese Überzeugung resultierte bei Rüsens in einer *dynamischen Theoretisierung* von bewusstseins-

geprägten Grundbegriffen, die bis heute das Diskursfeld der geschichtsdidaktischen Disziplin bestimmen (vgl. Heuer, 2021, S. 42 f.). Rüsen gab den Begriffen eine Stärke, indem er ihnen eine Flexibilität verlieh, die es ermöglichte, sie mit einer gewissen Macht zu versehen, da sie nicht mehr an ihre Inhalte gebunden wirkten, sondern in vielen, wenn nicht in *allen* geschichtsdidaktischen Kontexten angewandt werden konnten.

Auch ist sein Werk aus dem Jahr 1976 *Ästhetik und Geschichte* eine grundlegende Basis für seine weiteren Überlegungen der Historik. Seine Interpretationen zu Hegels Ästhetiktheorie sind in manchen Fällen, eins zu eins, mit einer kleinen textuellen Korrektur, mit seinen Überlegungen in den Grundzügen identisch. So schreibt Rüsen:

Die Kunst bringt das gewöhnliche Bewußtsein dazu, den Bereich des sinnlich Gewissen zu erweitern, die durch Geist gebrochene Unmittelbarkeit des Sinnlichen für wirklicher zu halten als die pure Faktizität des Gegebenen und dadurch des menschlichen Handelns einschließlich seiner Reflexion und Zwecksetzung gewiß zu werden. (Rüsen, 1976a, S. 57)

Schon in dieser frühen Schrift, in seiner Hegelinterpretation, ist der Fokus auf die Wirklichkeit als Bewusstseinsinhalt gegeben, der im gesamten Werk immer wieder als Grundlage von Rüsens Arbeit ersichtlich wird. Dabei wird die menschliche Existenz als Dichotomie von Handeln und Leiden, die in einem dynamischen Verhältnis zueinander stehen, manifestiert. Die mentalen Prozesse, die sich als Geschichtsbewusstsein entfalten, unterliegen bei ihm einer Dynamik von Erfahrungen und Absichten im zeitlichen Horizont. Die Sinnbildungsprodukte, diese Dynamiken, die als Lücken und Prozesse ersichtlich werden, erschließen für Rüsen die grundlegende Wirklichkeit.

5. Theoretische Schlussfolgerungen

Im Zusammenhang mit Rüsens Werk lassen sich Phänomene feststellen, die die Frage aufwerfen, an welche philosophischen Grenzen Rüsens Konzepte stoßen. Durch die hier vorgenommene Art von epistemologischer und historischer Kontextualisierung konnten bei vorerst ungenauen Aussagen und Vermutungen, grundlegende Positionierungen sichtbar gemacht werden, die über metaphysische, ontologische und erkenntnistheoretische Annahmen aufklären. Begriffe wie *Geist*, *Zeit*, *Bewusstsein*, und Aussagen wie *menschliches Handeln und (Er-)Leiden* etc. sind Rüsens hinterlassene Spuren einer Ideengeschichte, die sich ihren Weg in die Strukturen der Geschichtsdidaktik bahnten und das theoretische Diskursfeld der Disziplin bis heute bestimmen.

Die Kritik einzelner Wissenschaftler wie Stefan Jordan (2005), Doris Gerber (2012), Maria Grever und Robbert-Jan Adriaansen (2019) sowie Peter Geiss (2018) an der Rüsenschen Konzeption ist Ausdruck einer Anzweiflung epistemischer Grundlagen der Geschichtsdidaktik. Diese Kritik lässt sich durch eine historisch-soziale Kontextualisierung als Teil einer philosophischen Richtung verstehen, die eine ahistorische, vor allem subjektkonstruierte, geistige Interpretation von Wirklichkeiten vertreibt – eine Interpretation, die eigentlich in Form einer Dialektik innerdisziplinär dauerhaft de- und rekonstruiert werden müsste (vgl. Bachelard, 1980, S. 153 f.).

Natürlich endet die Suche nach den Ursprüngen gegenwärtiger Begriffe in der Geschichtsdidaktik nicht mit der Feststellung, dass Aspekte des Geschichtsbewusstseins aus bestimmten Schulen stammen könnten. Es muss noch viel tiefer gegraben werden. Es müssten Kategorisierungen von Begriffen und theoretischen Konzepten erfolgen, die über eine rein abstrakte Definition hinausgehen. Wissenschaftstheoretische Schlüsse sollten gezogen werden, die einen kritischen Blick auf die Entwürfe in ihrem historischen Kontext werfen, theoretische Problemstellungen darstellbar machen und epistemisch anknüpfbare oder bewusst nicht anknüpfbare Lösungsansätze vorschlagen.

6. Zusammenfassung, Konklusion und weiterführende Überlegungen

Im Zuge dieser Publikation wurden grundlegende Aspekte von Jörn Rüsens dreiteiligm Band *Grundzüge einer Historik* ausgearbeitet, wobei einzelne theoretische Merkmale dieses Werkes nicht nur abstrakt analysiert, sondern auch sozio-historisch kontextualisiert wurden.

Rüsens theoretische Untersuchungen können entsprechend den Ergebnissen dieser Publikation als Quellenbestand einer Ideengeschichte verstanden werden, die Spuren einer konkreten sozial-epistemischen Umgebung hinterlassen. In seinem Werk konnten historisch-philosophische Denkrichtungen erfasst werden, die formal und inhaltlich einem phänomenologisch angehauchten, hegelianischen und einem im Historismus verhafteten burckhardtischen, anthropologischen Weltverständnis folgten.

Grundsätzlich bedeutet dies, dass Rüsens bei der Erarbeitung seiner *Grundzüge* Elemente dieser Denkrichtungen für seine eigenen Überlegungen übernahm und somit ein Theoriegerüst konstruierte, dass sich an spezifische Basisprämissen dieser Weltbetrachtungen hielt. Die Grenzen und Möglichkeiten Rüsens Theoriekonstrukts konnten durch eine historisch-epistemische Kontextualisierung sichtbar gemacht werden, indem positionierend die Begriffe in ihrer „epistemischen Situation“ (Albrecht et al., 2016, S. 318) konkretisiert und als Konstanten identifiziert wurden.

So konnte in diesem Band unter diesem Gesichtspunkt erstens geschlussfolgert werden, dass Rüsens theoretisches Werk eine allgemeine Dynamisierung (vgl. Rüsens, 1983, S. 24 f., 29, 49 f.) und Abstrahierung (vgl. Rüsens, 1983, S. 23 f.) grundlegender Konzepte zum Ziel hatte, das heißt, dass Rüsens Überzeugung, und dies erkennt man zum Beispiel daran, wie er die Ontologie mentaler Operationen wie zum Beispiel die des Geschichtsbewusstseins ausformuliert (vgl. Rüsens, 1983, S. 50), besagt, dass mentale Prozesse nur in ihrer dynamischen und systematischen (vgl. Rüsens, 1983, S. 13 f., 24 f.; 1986, S. 87, 93 f.; 1989, S. 43 f., 54) Form wissenschaftlich anschaulich dargestellt werden können. Dabei scheint er der Grundüberzeugung zu folgen, dass geistige Konzepte nur als „System wirklich“ (Hegel, 1986, S. 28 u. vgl. Rüsens, 1986, S. 64; 2004, S. 24) sind und schließt damit an eine philosophische Richtung an, welche die Bewegung und die Veränderung (vgl. Rüsens, 1989, S. 52 f.; 2003, S. 76 f.) selbst als grundlegende und somit wirkliche geistige Substanz betrachtet (vgl. Rüsens, 1986, S. 86).

Dieser Aspekt seiner theoretischen Überlegungen wurde im Rahmen dieses Buches als Konsequenz einer hegelianischen Denkrichtung identifiziert (vgl. z. B. Hegel, 1986, S. 11 f., 18, 234 f., 585 f.), wobei vor allem die Betrachtung von geistigen Operationen als bewegende, bewegte und sich bewegende Entitäten (vgl. z. B. Rüsén, 1989, S. 95 f.) Ähnlichkeiten mit einem formal hegelianischen Theorieverständnis aufwiesen (vgl. z. B. Hegel, 1986, S. 27). Diese These wird durch die Tatsache unterstützt, dass Rüsén in seinen frühen akademischen Jahren dem Hegelianer Günter Rohrmoser nahestand (vgl. Rüsén, 1969, S. 7 f.) und sich auch während seiner Zeit in Braunschweig unter der Betreuung der Phänomenologin Elisabeth Ströker intensiv mit der hegelianischen Ästhetik auseinandergesetzt hat (vgl. Rüsén, 1976a, S. 30 f.). Die Dynamik selbst, im Sinne des Versuchs, geistige Phänomene in ihrer Bewegung und Veränderung theoretisch zu veranschaulichen, wird in dieser Publikation als die erste Konstante und somit als die erste Grenze identifiziert, auf die Rüsens theoretisches Gedankengerüst stößt.

Ein zweiter Aspekt, der in diesem Band untersucht wurde und ebenfalls mit Rüsens Verständnis von Dynamik einhergeht, ist der Einfluss von Jacob Burckhardts Werken auf seine Grundzüge. Was die formale Charakterisierung angeht, trug auch Burckhardt zu einer Betrachtung der Geschichte bei, die Wandlung und Veränderung in den Vordergrund historischer Interpretationen stellte (vgl. Burckhardt, 1969, S. 26 f.) und somit die Dynamisierung als formale Konstante von Rüsens Werk enthüllt bzw. mit dieser kompatibel ist. Daran anknüpfend steht die Vereinheitlichung „der historischen Erfahrung und der (innere) Zusammenhang aller möglichen Geschichten“ (Rüsén, 1983, S. 57), die Rüsén mit Jacob Burckhardts Worten vom „duldenden, strebenden und handelnden Menschen, wie er ist und immer war und sein wird“ (Burckhardt, 1982, S. 226, zit. nach Rüsén, 1983, S. 57) begründet. Diese zweite (anthropologische) Konstante (vgl. Rüsén, 1983, S. 57, 122) zeichnet ebenfalls das rüsensche Werk aus, wobei in dieser Publikation weitere Überlegungen über eine mögliche von Rüsén intendierte Dynamisierung dieser Konstante mit seinen Formulierungen des „menschlichen Handelns und Leidens“ (Rüsén, 1986, S. 33) angestellt wurden. Rüsens Interesse an Jacob Burckhardts Werken kann vor allem mit dem Kontakt zu seinem Doktorvater Theodor Schieder begründet werden, der laut Rüsén (vgl. Sandkühler, 2014, S. 260 f.) – wie auch die epistemologischen Untersuchungen dieser Publikation bestätigen – stark von Burckhardts Werken durch die Neuorientierung der Geschichtswissenschaft nach 1945 beeinflusst wurde (vgl. z. B. Chun, 2000, S. 60 f.).

Die dritte Konstante, die in den Werken Rüsens im Zuge dieses Bandes dargelegt werden konnte, ist das Orientierungsbedürfnis (vgl. z. B. Rüsens, 1986, S. 83 f.), das als grundlegendes statisches Konzept in seinen Grundzügen vorkommt, welches jedoch, wie im Band ebenfalls erläutert wurde, eine große Vielfalt an Interpretationsmöglichkeiten zulässt. In diesem Kontext wurden auch Überlegungen angestellt, inwieweit Rüsens Prämissen mit metaphysischen Konzepten in Verbindung gebracht werden können.

Neben diesen drei Ergebnissen konnte in der Publikation außerdem ein phänomenologischer Charakter nachgewiesen werden, den Rüsens durch die Begriffe *Intentionalität*, *Lebenswelt* und *Geist* in seinem Werk andeutet und der sozio-historisch begründet werden konnte.

Weiters muss erwähnt werden, dass dieser Band nur einen kleinen Aspekt des Rüsenschen Theoriegerüsts bearbeiten konnte und wichtige Erläuterungen fehlen. So wurde zum Beispiel nicht berücksichtigt, welche Rolle Johann Gustav Droysen in den Grundzügen einnimmt, was vor allem damit begründet werden kann, dass Droysen von Rüsens größtenteils für methodische Überlegungen einer wissenschaftsnahen Historik herangezogen wurde (vgl. z. B. Rüsens, 1983, S. 14 f., 22; 1986, S. 34), während sich diese Publikation stärker für Rüsens theoretische Ausführungen zu den mentalen Operationen und ihren Träger interessiert. Ebenfalls wurde bereits angedeutet, dass die Begriffe des historischen Erzählens bzw. der Narrativität hier auch nicht untersucht werden konnten.

Obwohl viele Aspekte einer vollständigen historisch-epistemologischen Betrachtung der Grundzüge Rüsens aufgrund des Umfangs dieser Publikation außer Acht gelassen werden mussten, hat sich durch die teilweise wissenschaftshistorische Untersuchung seines Werks eine Perspektive aufgetan, die für im Feld der Geschichtsdidaktik Tätige die Chance bietet, einen Schritt hin zu einer *reflektierten Disziplingeschichte* zu gehen (vgl. z. B. Heuer, Hasberg & Seidenfuß, 2020; Heuer, 2021, S. 36). Dieser Band soll also nicht als abgeschlossener Akt verstanden werden, sondern als Anschlusspunkt einer kritischen Betrachtung der theoretischen Prämissen geschichtsdidaktischer Forschung. Denn gerade eine Geschichtsdidaktik, die die reflektierte Untersuchung historischen Erzählens fordert, kann die geschichtlich, sozial und narrativ bedingten Grundlagen ihrer eigenen Theoriekonstruktionen nicht außer Acht lassen.

Literatur

- Adorno, T. W. (2007). *Vorlesungen über Negative Dialektik*. Suhrkamp.
- Albrecht, A., Danneberg, L., Spoerhase, C., & Werle, D. (2016). Zum Konzept Historischer Epistemologie. *Scientia Poetica*, 20(1), 137–165.
- Aly, G. (1999). *Macht Geist Wahn: Kontinuitäten deutschen Denkens*. Fischer.
- Arnold, M. (2004). Disziplin und Initiation: Die kulturellen Praktiken der Wissenschaft. In M. Arnold & R. Fischer (Hrsg.), *Disziplinierungen: Kulturen der Wissenschaft im Vergleich* (S. 18–51). Turia & Kant.
- Bachelard, G. (1978). *Die Bildung des wissenschaftlichen Geistes*. Suhrkamp.
- Bachelard, G. (1980). *Die Philosophie des Nein: Versuch einer Philosophie des neuen wissenschaftlichen Geistes*. Suhrkamp.
- Bachelard, G. (1988). *Der neue wissenschaftliche Geist*. Suhrkamp.
- Baumgartner, H.-M. (1972). *Kontinuität und Geschichte*. Suhrkamp.
- Becker, R. (2002). Dauer im Wechsel: Husserls Begriff der „Allzeitlichkeit“ als Krisenphänomen. *Phänomenologische Forschungen*, 199–223.
- Berger, D., & Jahn, W. (1960). *Der Kreuzzug der evangelischen Akademien gegen den Marxismus*. Dietz.
- Bergmann, K. (1988). *Geschichtsdidaktik: Beiträge zu einer Theorie historischen Lernens*. Wochenschau.
- Böckenförde, E. W., Goerdt, W., & Gründer, K. (Hrsg.). (1965). *Collegium Philosophicum*. Schwabe & Co.
- Brentano, F. (1874). *Psychologie vom empirischen Standpunkte I*. Duncker und Humblot.
- Brüning, C., & Grewe, B.-S. (2020). Historisches Lernen als eigensinnige Aneignung vergangener Wirklichkeiten. In M. Harant, P. Thomas, & U. Küchter (Hrsg.), *Theorien! Horizonte für die Lehrerinnen- und Lehrerbildung* (S. 306–321). Tübingen University Press.
- Bude, H. (1987). *Deutsche Karrieren: Lebenskonstruktionen sozialer Aufsteiger aus der Flakhelfer-Generation*. Suhrkamp.
- Burckhardt, J. (1969). *Weltgeschichtliche Betrachtungen*. Kröner.
- Carnap, R. (1931). Überwindung der Metaphysik durch logische Analyse der Sprache. *Erkenntnis*, 2, 219–241.
- Chang, H. (2012). Beyond case studies: History as philosophy. In S. Mauskopf & T. Schmaltz (Hrsg.), *Integrating history and philosophy of science: Problems and prospects* (S. 109–124). Springer.
- Chun, J. S. (2000). *Das Bild der Moderne in der Nachkriegszeit: Die westdeutsche „Strukturgeschichte“ im Spannungsfeld von Modernitätskritik und wissenschaftlicher Innovation 1948–1962*. Oldenbourg.
- Daston, L. (1994). Historical epistemology. In J. Chandler, A. Davidson, & H. Harootunian (Hrsg.), *Questions of evidence: Proof, practice, and persuasion across the disciplines* (S. 283–289). University of Chicago Press.

- Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache. (2023). Pathos. <https://www.dwds.de/wb/Pathos>
- Droysen, J. G. (1882). *Grundriss der Historik*. Suhrkamp.
- Erdur, O. (2018). *Die epistemologischen Jahre: Philosophie und Biologie in Frankreich, 1960–1980*. Chronos.
- Etzemüller, T. (2019). „It's the performance, stupid“ Performanz → Evidenz: Der Auftritt in der Wissenschaft. In T. Etzemüller (Hrsg.), *Der Auftritt* (S. 9–43). Transcript.
- Faber, K.-G. (1977). Historie als Tradition? Eine Erwiderung. *Zeitschrift für Historische Forschung*, 4(1), 51–58.
- Fischer, J. (2015). Bundesrepublikanische Soziologie: 1949 bis heute. Versuch einer neuen Skizze ihrer Geschichte. In M. Endreß, K. Lichtblau, & S. Moebius (Hrsg.), *Zyklos: Jahrbuch für Theorie und Geschichte der Soziologie*, 2 (S. 73–99). Springer VS.
- Fleck, L. (1980). *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache* (12. Aufl.). Suhrkamp.
- Gehring, P. (2021). Antwort auf die Frage: „Wie umgehen mit rassistischen, sexistischen und antisemitischen Inhalten in Klassischen Werken der Deutschen Philosophie?“. *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, 69(1), 119–121.
- Geiss, P. (2018). Objektivität als Zumutung: Überlegungen zu einer postnarrativistischen Geschichtsdidaktik. *Zeitschrift für Geschichtsdidaktik*, 18, 27–41.
- Gerber, D. (2012). *Analytische Metaphysik der Geschichte: Handlungen, Geschichten und ihre Erklärung*. Suhrkamp.
- Grassmugg, T. (2019). *Von der Wirklichkeit und Möglichkeit des Geistes: Edmund Husserl und Gaston Bachelard*. Unveröffentlichte Masterarbeit, Karl-Franzens-Universität Graz, Österreich.
- Grever, M., & Adriaansen, R.-J. (2019). Historical consciousness: The enigma of different paradigms. *Journal of Curriculum Studies*, 51(6), 814–830.
- Habermas, J. (1973). *Erkenntnis und Interesse* (17. Aufl.). Suhrkamp.
- Habermas, J. (1981). *Theorie des kommunikativen Handelns I*. Suhrkamp.
- Habermas, J. (1992). *Nachmetaphysisches Denken: Philosophische Aufsätze*. Suhrkamp.
- Habermas, J. (1995). *Die Normalität einer Berliner Republik*. Suhrkamp.
- Hacke, J. (2006). *Philosophie der Bürgerlichkeit: Die liberalkonservative Begründung der Bundesrepublik*. Vandenhoeck & Ruprecht.
- Hacke, J. (2017). „Entzweiung ist Versöhnung“: Die Ritter-Schule in der politischen Philosophie der Bundesrepublik. In M. Schweda & U. v. Bülow (Hrsg.), *Entzweite Moderne: Zur Aktualität Joachim Ritters und seiner Schüler* (S. 19–39). Wallstein.
- Hegel, G. W. F. (1966). *Die Vernunft in der Geschichte*. De Gruyter.
- Hegel, G. W. F. (1986). *Die Phänomenologie des Geistes: Werke 3* (15. Aufl.). Suhrkamp.
- Herbst, K. (1977). *Didaktik des Geschichtsunterrichts zwischen Traditionalismus und Reformismus*. Schroedel.

- Heuer, C. (2021). Von Deutungskämpfen und den disziplinären Ordnungen der Diskurse: Versuch über die soziale Praxis ‚der‘ Geschichtsdidaktik. *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften*, 32(2), 35–55.
- Heuer, C., Hasberg, W., & Seidenfuß, M. (2020). Der lange Sommer der Geschichtsdidaktik: Aufriss einer reflexiven Disziplingeschichte. *Zeitschrift für Geschichtsdidaktik*, 19(1), 73–89.
- Hitzer, B., & Welskopp, T. (Hrsg.). (2010). *Die Bielefelder Sozialgeschichte: Klassische Texte zu einem geschichtswissenschaftlichen Programm und seinen Kontroversen*. Transcript.
- Husserl, E. (2012). *Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendentale Phänomenologie*. Meiner.
- Ingenfeld, M. (2016). *Fortschritt und Zerfall: Zur Diskussion von Religion und Moderne im Ausgang von Joachim Ritter*. Modern Academic Publishing.
- Jeismann, K.-E. (1980). Geschichtsbewusstsein: Überlegungen zur zentralen Kategorie eines neuen Ansatzes der Geschichtsdidaktik. In H. Süßmuth (Hrsg.), *Geschichtsdidaktische Positionen* (S. 179–220). UTB Schöningh.
- Jordan, S. (2005). Die Entwicklung einer problematischen Disziplin: Zur Geschichte der Geschichtsdidaktik. *Zeithistorische Forschungen*, 2(2), 274 – 279.
- Junge Freiheit. (2007, November 30). Hegels Erbe. *Junge Freiheit*. <https://www.jf-archiv.de/archiv07/200749113055.htm>
- Keller, R. (2003). Kultur als Diskursfeld. In S. Geideck & W. Liebert (Hrsg.), *Sinnformeln: Linguistische und soziologische Analysen von Leitbildern, Metaphern und anderen kollektiven Orientierungsmustern* (S. 283–308). De Gruyter.
- Klimo, A. v. (1998). Die Volksgeschichte der NS-Zeit: Vorläuferin der Sozialgeschichte der Bundesrepublik? Werner Conze und Theodor Schieder in der Diskussion. *Konferenzbericht 09.06.1997*. H-Soz-Kult.
- Klüners, M., & Rüsen, J. (2020). *Religion und Sinn*. Vandenhoeck & Ruprecht.
- Kocka, J. (1984). Vorbemerkung. *Geschichte und Gesellschaft: Sozialgeschichte und Kulturanthropologie*, 10(3), 293.
- Kohli, M. (1981). „Von uns selber Schweigen wir.“ Wissenschaftsgeschichte aus Lebensgeschichten. In W. Lepenies (Hrsg.), *Geschichte der Soziologie: Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität einer Disziplin, Band 1* (S. 428–465). Suhrkamp.
- Koselleck, R. (1977). Über die Theoriebedürftigkeit der Geschichtswissenschaft (1972). In T. Schieder & K. Gräubig (Hrsg.), *Theorieprobleme der Geschichtswissenschaft* (S. 37–59). Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt.
- Koselleck, R. (2003). *Zeitschichten*. Suhrkamp.
- Koselleck, R., Mommsen, W.-J., & Rüsen, J. (Hrsg.). (1977). *Theorie der Geschichte: Beiträge zur Historik, Band 1: Objektivität und Parteilichkeit*. Dtv.
- Kranz, M. (2017). Der „Große Ritter“. Joachim Ritter und das „Historische Wörterbuch der Philosophie“. In M. Schweda & U. v. Bülow (Hrsg.), *Entzweite Moderne: Zur Aktualität Joachim Ritters und seiner Schüler* (S. 354–377). Wallstein.
- Largier, N., & Lembke, A. (Hrsg.). (2022). *Theorien des Möglichen*. August.

- Lepenies, W. (1979). Die Geschichte der Wissenschaftsgeschichte im epistemologischen Werk Gaston Bachelards. In W. Lepenies (Hrsg.), *Georges Canguilhem: Wissenschaftsgeschichte und Epistemologie. Gesammelte Aufsätze* (S. 7–21). Suhrkamp.
- Löwith, K. (1953). *Weltgeschichte und Heilsgeschehen: Die theologischen Voraussetzungen der Geschichtsphilosophie*. Metzler.
- Lübbe, H. (1977). *Geschichtsbegriff und Geschichtsinteresse: Analytik und Pragmatik der Historie*. Schwabe.
- Lübbe, H. (2004). *Modernisierungsgewinner: Religion, Geschichtssinn, Direkte Demokratie und Moral*. Fink.
- Lücke, M. (2015). Unnatürliche Sünden – lasterhafte Lustknabe: Didaktische Aspekte einer Geschichte von Männlichkeiten und Sexualitäten am Beispiel von Homosexualität und männlicher Prostitution. In S. Huch & M. Lücke (Hrsg.), *Sexuelle Vielfalt im Handlungsfeld Schule: Konzepte aus Erziehungswissenschaft und Fachdidaktik* (S. 113–150). Transcript.
- Marquard, O. (1992). *Schwierigkeiten mit der Geschichtsphilosophie*. Suhrkamp.
- Meinecke, F. (1948). *Ranke und Burckhardt*. De Gruyter.
- Miller, D. M. (2012). The history and philosophy of science history. In S. Mauskopf & T. Schmaltz (Hrsg.), *Integrating history and philosophy of science* (S. 29–48). Boston Studies in the Philosophy of Science.
- Mommsen, W. J. (1971). *Die Geschichtswissenschaft jenseits des Historismus*. Droste.
- Nipperdey, T. (1977). Kulturgeschichte und Anthropologie. In T. Schieder & K. Gräubig (Hrsg.), *Theorieprobleme der Geschichtswissenschaft*. Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt.
- Polanyi, M. (1966). *The tacit dimension*. Doubleday.
- Raphael, L. (2003). *Geschichtswissenschaft im Zeitalter der Extreme: Theorien, Methoden, Tendenzen von 1900 bis zur Gegenwart*. Beck.
- Raumer, K. v., & Schieder, T. (Hrsg.). (1943). *Stufen und Wandlungen der deutschen Einheit*. Deutsche Verlags-Anstalt.
- Rektorenportraits der Universität zu Köln. (n.d.). Theodor Schieder. https://rektorenportraits.uni-koeln.de/rektoren/theodor_schieder/
- Rheinberger, H.-J. (2007). *Historische Epistemologie: Zur Einführung*. Junus.
- Rieger-Ladich, M. (2017). Situierte Subjekte: Wissenschaft als soziale Praxis. In O. Dörner, C. Iller, H. Pätzold, J. Franz, & B. Schmidt-Hertha (Hrsg.), *Biografie – Lebenslauf – Generation: Perspektiven der Erwachsenenbildung* (S. 21–35). Verlag Barbara Budrich. <https://doi.org/10.3224/84742106>
- Rinofner-Kreidl, S. (2003). *Mediane Phänomenologie: Subjektivität im Spannungsfeld von Naturlichkeit und Kulturalität*. Königshausen & Neumann.
- Ritter, J. (1962). Person und Eigentum: Zu Hegels „Grundlinien der Philosophie des Rechts“ §48 bis §81. In I. Fettscher (Hrsg.), *Marxismus-Studien: Vierte Folge* (S. 196–128). Mohr.
- Rohrmoser, G. (1968). Stillstand der Dialektik: Grundpositionen expliziter und impliziter Marxismuskritik. In I. Fettscher (Hrsg.), *Marxismus-Studien: Fünfte Folge* (S. 1–84). Mohr.

- Rohrmoser, G. (1970). *Das Elend der kritischen Theorie: Theodor Adorno, Herbert Marcuse, Jürgen Habermas*. Rombach.
- Rohrmoser, G. (2009). *Glaube und Vernunft am Ausgang der Moderne: Hegel und die Philosophie des Christentums*. EOS.
- Rohrmoser, G. (2017). *Höher als alle Vernunft: Die Aktualität der Reformation heute*. Logos Edition.
- Rüsen, J. (1969). *Begriffene Geschichte: Genesis und Begründung der Geschichtstheorie Johann Gustav Droysens*. Schöningh.
- Rüsen, J. (1972). Jacob Burckhardt. In H.-U. Wehler (Hrsg.), *Deutsche Historiker: Band 3* (S. 7–28). Vandenhoeck & Ruprecht.
- Rüsen, J. (1973a). Die Vernunft der Kunst: Hegels geschichtsphilosophische Analyse der Selbsttranszendierung des Ästhetischen in der modernen Welt. *Philosophisches Jahrbuch*, 80, 292–319.
- Rüsen, J. (1973b). Rezension zu Thomas S. Kuhn: *The structure of scientific revolution*. 1970. *Historische Zeitschrift*, 219, 612–614.
- Rüsen, J. (1974a). Über einige Beziehungen zwischen Ästhetik, Historik und Didaktik. *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte*, 49, 189–214.
- Rüsen, J. (1974b). Überwindung des Historismus? Zur Logik historischer Erkenntnis I. *Philosophische Rundschau*, 20, 269–286.
- Rüsen, J. (1975a). Ästhetik als Geschichtstheorie. In W. Emrich, H. Arntzen, B. Balzer, K. Pestalozzi, & R. Wagner (Hrsg.), *Literaturwissenschaft und Geschichtsphilosophie: Festschrift für Wilhelm Emrich* (S. 5–10). De Gruyter.
- Rüsen, J. (1975b). Historismus und Ästhetik: Geschichtstheoretische Voraussetzungen der Kunstgeschichte. *Kritische Berichte*, 3(2/3), 5–11.
- Rüsen, J. (1976a). *Ästhetik und Geschichte: Geschichtstheoretische Untersuchungen zum Begründungszusammenhang von Kunst, Gesellschaft und Wissenschaft*. Metzler.
- Rüsen, J. (1976b). *Für eine erneuerte Historik: Studien zur Theorie der Geschichtswissenschaft*. Frommann-holzboog.
- Rüsen, J. (1977). Unzeitgemäßer Gegenwartsbezug im Geschichtsdenken Jacob Burckhardts. *Philosophisches Jahrbuch*, 84, 433–442.
- Rüsen, J. (1978). Die Uhr, der die Stunde schlägt: Geschichte als Kulturprozess bei Jacob Burckhardt. In K. G. Faber & C. Meier (Hrsg.), *Historische Prozesse* (S. 5–11). Dtv.
- Rüsen, J. (1979). Zur Kritik des Neohistorismus. *Zeitschrift für philosophische Forschung*, 33(2), 243–263.
- Rüsen, J. (1983). *Historische Vernunft: Grundzüge einer Historik I: Die Grundlagen der Geschichtswissenschaft*. Vandenhoeck & Ruprecht.
- Rüsen, J. (1986). *Rekonstruktion der Vergangenheit: Grundzüge einer Historik II: Die Prinzipien der historischen Forschung*. Vandenhoeck & Ruprecht.
- Rüsen, J. (1987). Ansätze zu einer Theorie des historischen Lernens II: Empirie, Normativität, Pragmatik. *Geschichtsdidaktik*, 12(1), 15–27.

- Rüsen, J. (1989). *Lebendige Geschichte: Grundzüge einer Historik III: Formen und Funktionen historischen Wissens*. Vandenhoeck & Ruprecht.
- Rüsen, J. (1990). *Zeit und Sinn: Strategien historischen Denkens*. Fischer.
- Rüsen, J. (1994). *Historisches Lernen: Grundlagen und Paradigmen*. Böhlau.
- Rüsen, J. (1996). Historische Sinnbildung durch Erzählen: Eine Argumentationsskizze zum narrativistischen Paradigma der Geschichtswissenschaft und der Geschichtsdidaktik im Blick auf nicht-narrative Faktoren. *Internationale Schulbuchforschung*, 18(4), 501–543.
- Rüsen, J. (2004). Faktizität und Fiktionalität der Geschichte: Was ist Wirklichkeit im historischen Denken? In J. Schröter & A. Eddelbüttel (Hrsg.), *Konstruktion von Wirklichkeit: Beiträge aus geschichtstheoretischer, philosophischer und theologischer Perspektive* (S. 19–32). De Gruyter.
- Rüsen, J. (2013). *Historik: Theorie der Geschichtswissenschaft*. Böhlau.
- Rüsen, J. (2017). Die Grenzen der Multiperspektivität. *Public History Weekly*, 5(33). <https://public-history-weekly.degruyter.com/5-2017-33/limits-of-multiperspectivity/>
- Sandkühler, H. J. (Hrsg.). (2009). *Philosophie im Nationalsozialismus*. Meiner.
- Sandkühler, T. (2014). *Historisches Lernen denken: Gespräche mit Geschichtsdidaktikern der Jahrgänge 1928–1947*. Wallstein.
- Sandkühler, T. (2018). Jörn Rüsens „disziplinäre Matrix“: Ein Beitrag zur Wissensgeschichte der Historik. In T. Sandkühler & H. W. Blanke (Hrsg.), *Historisierung der Historik: Jörn Rüsen zum 80. Geburtstag* (S. 87–126). Böhlau.
- Schäfer, A. (2006). Bildungsforschung: Annäherungen an eine Empirie des Unzugänglichen. In L. Pongratz, M. Wimmer, & W. Nieke (Hrsg.), *Bildungsphilosophie und Bildungsforschung* (S. 86–107). Janus.
- Schelsky, H. (1959). *Ortsbestimmung der deutschen Soziologie*. Diedrichs.
- Schieder, T. (1950). Die historischen Krisen im Geschichtsdenken Jacob Burckhardts. In W. Hubatsch (Hrsg.), *Schicksalswege deutscher Vergangenheit: Beiträge zur geschichtlichen Deutung der letzten hundertfünfzig Jahre* (S. 421–454). Droste-Verlag.
- Schieder, T. (1961). Grundfragen der neueren deutschen Geschichte: Zum Problem der historischen Urteilsbildung. *Historische Zeitschrift*, 192(1), 1–16.
- Schieder, T. (1965). *Geschichte als Wissenschaft: Eine Einführung*. Oldenbourg.
- Schieder, T. (1975). Erneuerung des Geschichtsbewusstseins. In T. Schieder (Hrsg.), *Staat und Gesellschaft im Wandel unserer Zeit: Studien zur Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts* (S. 188–207). Oldenbourg Wissenschaftsverlag.
- Schreiber, W. (1995). *Neuere geschichtsdidaktische Positionen und ihr Lebensweltbegriff: Versuch einer Präzisierung im Anschluss an die Phänomenologie Edmund Husserls*. Brockmeyer.
- Schreiber, W. (2005). Historisches Lernen und Lebenswelt. In B. Weber, B. Stalla, & P. Merk-El-Trinkwalder (Hrsg.), *Phänomenologische Dimensionen der Bildungsanthropologie: Interdisziplinäre Forschungsbeiträge im Fokus ethischer Verantwortlichkeit* (S. 311–323). Roderer.
- Schulze, W., & Oexle, O. G. (Hrsg.). (1999). *Deutsche Historiker im Nationalsozialismus*. Fischer.

- Schwabe. (n.d.). *Historisches Wörterbuch der Philosophie online*. https://www.schwabeonline.ch/schwabe-xaveropp/eli-brary/start.xav?start=%2F%2A%5B%40attr_id%3D%27hwph_productpage%27%5D
- Spaemann, R. (1959). Philosophie zwischen Metaphysik und Geschichte. *Zeitschrift für systematische Theologie*, 1(2-3), 290-313.
- Spoerhase, M., & Martus, S. (2022). *Geistesarbeit*. Suhrkamp.
- Ströker, E. (1988). Dauer und Wandel im Selbstverständnis der Wissenschaftsphilosophie. In P. Hoyningen-Huene & G. Hirsch (Hrsg.), *Wozu Wissenschaftsphilosophie? Positionen und Fragen zur gegenwärtigen Wissenschaftsphilosophie* (S. 17-38). De Gruyter.
- Süssmuth, H. (1991). *Geschichtsdidaktik und Geschichtsunterricht 1945-1990*. In H. Süssmuth (Hrsg.), *Geschichtsunterricht im vereinten Deutschland: Auf der Suche nach Orientierung (Teil I)*. Nomos Verlagsgesellschaft.
- Sutor, B. (2002, November 12). Politische Bildung im Streit um die „intellektuelle Gründung“ der Bundesrepublik Deutschland: Die Kontroversen der siebziger und achtziger Jahre. *Aus Politik und Zeitgeschichte*. <https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/26627/politische-bildung-im-streit-um-die-intellektuelle-gruendung-der-bundesrepublik-deutschland/>
- Uzarewicz, C., & Uzarewicz, M. (2005). *Das Weite suchen: Einführung in eine phänomenologische Anthropologie für Pflege*. Lucius.
- Van Reeth, H. (2022). *Transkript: Interview mit Jörn und Ingetraud Rüsen am 13. Juli 2022*. Unveröffentlichtes Dokument. Karl-Franzens-Universität Graz, Österreich.
- Wehler, H.-U. (1973). *Geschichte als historische Sozialwissenschaft*. Suhrkamp.
- Wehler, H.-U. (2001, Mai 2). Rezension Jin Sung Chun „Das Bild der Moderne in der Nachkriegszeit“. *Frankfurter Allgemeine Zeitung*.
- Wehrle, M. (2022). *Phänomenologie: Eine Einführung*. Metzler.
- Ziegler, R. H. (2014). Metaphysik und Phänomenologie. *Phänomenologische Forschungen*, 2014(0), 217-239. <https://doi.org/10.28937/1000107784>
- Zizek, S. (2016). *Weniger als nichts: Hegel und der Schatten des dialektischen Materialismus* (2. Aufl.). Suhrkamp.
- Zorn, D.-P. (2022). *Die Krise des Absoluten: Was die Postmoderne hätte sein können*. Klett-Cotta.

Dank

An dieser Stelle möchte ich mich bei allen Personen bedanken, die mich beim Verfassen der diesem Buch zugrundeliegenden Masterarbeit unterstützt haben.

An erster Stelle gebührt mein Dank Christian Heuer. Neben der konstruktiven Kritik und den zahlreichen hilfreichen Gesprächen möchte ich mich vor allem für die vielen Ermutigungen und Freiheiten, die er mir im Zuge des Verfassens dieser Arbeit gewährt hat, herzlichst bedanken.

Ebenfalls danke ich dem Team des Arbeitsbereichs Geschichtsdidaktik, Britta Breser, Kaight Conheady, Julia Jochum und Georg Marschnig, für die vielen Inputs und dafür, dass sie meine Zeit als studentische Mitarbeiterin auf so eine besondere Art und Weise geprägt haben.

Darüber hinaus danke ich meiner Freundin Juliana Reinisch für die vielen interessanten Gespräche und kritischen Diskussionen, die mein Studium grundlegend bereichert haben.

Ich bedanke mich auch bei Simone Pichler, besonders dafür, dass sie mir die für diese Arbeit grundlegenden Denkweisen der Wissenschaftsgeschichte vermittelt hat und mir in den frühen Jahren meines Studiums eine Weltsicht eröffnete, die mich als Mensch entscheidend verändert hat.

Dankbar bin ich auch meinen Eltern und meiner Oma, die mir stets mit einem offenen Ohr zur Seite standen, mich frei meinen Weg gehen ließen und mich immer wieder im Studium finanziell unterstützten.

Ein ganz besonderer Dank gilt meinem Ehemann Daniel Windisch, der mich mit viel Geduld und Zuversicht bis zur Fertigstellung dieser Publikation begleitet hat und mir im Angesicht der vielen Höhen und Tiefen des Schreibprozesses immer unterstützend zur Seite stand.

Epilog

März 2023

Graz, Heinrichstraße 26, II. Stock.

Es ist spät am Nachmittag. Die Sonne leuchtet durchs Fenster und umstreich mit ihren noch vom Winter geschwächten Strahlen die bücherbeladenen Schreibtische des Arbeitszimmers. Mit den Klängen zwitschernder Vögel und redseliger Studierender, die im angrenzenden Attempgarten ertönen, scheint sich der Frühling vorsichtig durchs gekippte Fenster in den Raum des Arbeitsbereichs zu schleichen, um sacht sein baldiges Kommen zu verkünden.

Ich strecke meine Arme lang nach oben aus und lasse, da ich in diesem Moment alleine bin, ein lautes Gähnen erklingen. Der grelle Bildschirm, auf den sich meine Augen in den letzten Stunden pausenlos fixiert haben, ist überladen von *Times-New-Roman*-Buchstaben und offenbart mir geradezu schmerhaft einen Abriss meiner unvollständigen Masterarbeit. Ich nehme meine Brille ab, schruppe mit den Händen mein ermüdetes Gesicht, setze sie wieder auf und mustere nachdenklich meinen Schreibtisch.

Die bei der Tastatur aufgeschlagenen Seiten, umringt von bibliothekarischen Bänden verschiedenster Größen und Farben, zusammen mit einer kleinen schwarzbändigen Suhrkamp-Sammlung stehend auf dem am Büro hängenden Regalbrett, bekratzelte Notizzettel, die in die Bücher hineingeknittert, auf der Pinnwand angepinnt, am Bildschirm aufgeklebt sind oder einfach lose den Schreibtischbereich füllen, hinterlassen Spuren einer lektürehortenden Lerngeschichte, die über die letzten Monate mein studentisches Dasein nur allzu prägnant gebrandmarkt hat. Mit einem knappen Stoß rolle ich meinen Bürosessel vom Tisch weg und entreiße mich der textlastigen Gedankenblase.

Befreit vom Schreibtischchaos blicke ich in den lichterhellten Raum, lehne mich zurück und lächle: Im Arbeitszimmer haben sich über die Zeit Artefakte der vergangenen zwei Jahre angesammelt, die verteilt an den Möbeln und Wänden des Raumes geradezu museal ausgestellt werden. Die Poster, Fotos, der vollgeschriebene Flipchart, die Zeichnungen und Skizzenmalereien, welche das Whiteboard verzieren, die Haftnotizen, beschrieben mit längst überfälligen To-Do Listen, die artikelbeladenen Ordner, die an der Fensterbank gestapelten Schulbücher, sowie die hinter den Kästen angesammelten leeren Bierflaschen überfallen mich mit einer nostalgischen Stimmung und lassen mich etwas wehmütig ausatmen. Ich kann gar nicht glauben, dass die Zeit so schnell vergangen war. *Es ist so viel passiert.*

Es klopft. Der *deutsche Professor* öffnet die Tür und lächelt mir zu. „Gehst mit mir kurz raus?“, fragt er. Dankbar für die Ablenkung nicke ich, erhebe mich vom Stuhl, begebe mich zur kleinen Garderobe und werfe mir meinen schwarzen Mantel über. Wir schreiten durch den mit Plakaten gefüllten Gang, gehen das mit großen Fenstern versehene Stiegenhaus hinunter und öffnen beim Eingang im Erdgeschoss eine schwere Glastür, die uns den Weg in den frühlingsduftenden Innenhof freimacht. „Komm, gehen wir dort hin.“ Er zeigt auf eine hölzerne Bank, die am Fuße des grauen Gebäudes steht und es gerade noch schafft, ein paar Strahlen der tiefwandernden Sonne einzufangen.

Ich setze mich hin und lehne mich dem schönen Wetter zugewandt zurück, während der Professor, immer noch stehend nach Feuerzeug und Zigaretten suchend, rhythmisch die Taschen seiner blauen Übergangsjacke abklopft. Fündig seines alltäglichen Lasters lässt er sich neben mir auf der Bank nieder, beugt sich vor, zündet eine Zigarette an und stößt erleichtert nach dem ersten Zug ein von Qualm umhülltes Seufzen aus. Für einen kurzen Moment starren wir leise in den asphaltierten Innenhof und lassen die Atmosphäre des sonnigen Nachmittags auf uns wirken.

„Wie geht's mit der Masterarbeit?“, fragt er. Da ich in den letzten Monaten eine schwere Allergie gegen diese Frage entwickelt habe, schaue ich beiläufig zu ihm, antworte mit einem kurznickenden „Ja, es geht schon“ und wende meinen Blick wieder ablenkend auf zwei Sperlinge, die nervös auf der gegenüberliegenden Bank herumhüpfen und abwechselnd ein lautes Zwitschern von sich geben. „Wie geht's dir?“, frage ich dann. „Gut“, erwidert er knapp, „bin etwas müde.“ Er hebt seine Hand, nimmt einen zweiten Zug von seiner Zigarette und hinterlässt eine dünne Rauchwolke, die sich langsam durch einen zarten Windhauch in Luft auflöst. Er überkreuzt gestreckt seine Beine, lehnt sich zurück und hebt genügsam sein Gesicht ins Sonnenlicht.

„Es ist schönes Wetter“, brummt er. Ich nicke zustimmend. „Was machst du heute noch?“ Etwas ahnungslos hebe ich meine Schulter. „Weiß ich noch nicht“, erwidere ich. „Wahrscheinlich noch ein wenig weiterschreiben.“ Ich starre kurz ins Leere und verinnerliche die Sachen, die für die Fertigstellung der Masterarbeit noch zu tun sind.

„Also ich...“, betont er mir plötzlich zugewandt, lächelnd in wohlwollender pädagogischer Haltung, „...ich gehe jetzt Fahrradfahren.“ Von seiner Akzentuierung überrascht, schaue ich ihn fragend an, stoße dann aber verstehend ein kurzes Lachen aus. „Na gut, dann werde ich mich vielleicht auch langsam auf den Weg nach Hause

machen und spazieren gehen“. Er nickt zufrieden. „Also *das* ...“, betont er nachdrücklich, unverkennbar glücklich über seinen Erfolg mich an die frische Luft gelockt zu haben, „... finde ich eine wirklich *sehr gute* Idee.“

Geschichtsbewusstsein, historisches Lernen und Narrativität sind Begriffe, die aus der Geschichtsdidaktik nicht mehr wegzudenken sind. Geprägt wurden sie von Jörn Rüsen in seinem dreiteiligen Werk *Grundzüge einer Historik*. Der vorliegende Band stellt die Frage, ob Jörn Rüsens Denkschema mithilfe historischer epistemologischer Methoden erweitert werden kann, um eine neue Perspektive auf die theoretischen Grundlagen der Geschichtsdidaktik zu erlangen? Dazu wird Rüsens Werk theoretisch analysiert und in wissenschaftshistorische Kontexte eingebettet.